

213. Band.

Jeder Band ist vollständig abgeschlossen.

20 Pf. (²⁵ Heller
₃₀ Centimes)



Aus den Geheimakten des Welt-Detektivs

213. Band. Spuren auf dem Estrich.



Sherlock Holmes war niedergekniet und untersuchte Spanne für Spanne den Fußboden.

Spuren auf dem Estrich.

1. Kapitel.

Ein nächtliches Abenteuer.

Ein warmer Aprilabend sank über London herab, und ein feiner Regen setzte ein, überall Blüten und Knospen hervorlockend. Ein Regen, der den wenigen Passanten auf den Straßen wie mit spitzen Nadeln ins Gesicht stach und trotz aller Kleidungsstücke sie bis auf die Haut durchnäßte. Die Feuchtigkeit machte den Asphalt des Fahrdammes zu einer schwarzen, glitschigen Masse, auf der die Hufe der Pferde keinen Halt fanden, auf der die Gummireifen der Automobile und Autoomnibusse nur rutschend vorwärts kamen.

Keine Stunde dauerte es, da lag die Millionenstadt in tiefer Dunkelheit, und als jetzt noch vom Meer dunstige Nebelmassen herüberkamen, besaßen die Straßenlaternen nicht mehr Kraft genug, die sie umgebende Dunkelheit auf mehr als zehn Schritte zu erleuchten. Es war ein echtes, rechtes Londoner Schlackewetter.

Auf der Themse war inzwischen der Schiffsverkehr fast vollständig eingestellt worden. Die wenigen Dampfer, welche, eine Reihe von Lastkähnen hinter sich herschleppend, trotzdem die Fahrt wagten, ließen unablässig ihre Sirenen heulen und die Schiffsglocke läuten. Das waren so ungefähr die einzigen Geräusche, welche sich in dem alles ertötenden Nebel durchsetzen konnten.

„Sie haben also keinen Verdacht nach irgend einer Richtung hin?“

Der Gefragte, der in seiner blauen Uniform und

den gesterntten Abzeichen als der Kommandierende der Londoner Strompolizei erkenntlich war, schüttelte den Kopf.

„Nein, Mr. Holmes, das ist ja eben der Umstand, welcher unsere Arbeit so außerordentlich erschwert. Es sind zu viel Spuren, die uns als die richtigen erscheinen, und wenn wir sie weiter verfolgen, dann merken wir jedesmal zu spät, daß sie uns in die Irre geführt haben.“

Ich muß allerdings gestehen, daß Zolldurchstechereien in einem derartigen Umfang, wie sie in den letzten Wochen betrieben wurden, bisher noch nicht in Erscheinung getreten waren. Es ist geradezu unerhört, sage ich Ihnen, Mr. Holmes, und die einzige Erklärung, welche ich dafür finde, ist die, daß wir es mit einer weitverzweigten Schmugglerbande zu tun haben, deren Mitglieder wohl unter den Besatzungen der Lastkähne und Schleppdampfer zu suchen sind. Sie können sich denken, wie schwer es ist, gegen eine vielhundertköpfige Hydra einen Erfolg zu erzielen, denn sowie wir uns mit unserem Boot irgendwo sehen lassen, laufen die Warnungen vor uns blitzschnell von Dampfer zu Dampfer, von Kahn zu Kahn, so daß wir jedesmal zu spät kommen und niemals etwas finden, was uns Veranlassung bieten könnte, energisch einzugreifen oder einen der Missetäter zu verhaften.“

Dieses Gespräch wurde zwischen dem Meisterdetektiv Sherlock Holmes und Inspektor Clinton, dem Chef der Londoner Polizei, auf der Kommandobrücke eines Polizeidampfers geführt, welcher mit abgeblendeten Lichtern lautlos in jagender Fahrt die Themse hinabglitt.

Die beiden Männer hatten Oelmäntel an und großschirmige Mützen tief in die Stirn gezogen, um sich so nach Möglichkeit gegen den leise durchdringenden feinen Nebelregen zu schützen.

Minutenlang herrschte zwischen ihnen tiefes Schweigen, in dessen Verlauf man nur das monotone, gleichmäßige Arbeiten der Schiffschraube hörte. Dann stützte sich Sherlock Holmes auf das Geländer der Kommandobrücke und wandte das scharf markierte hagere Gesicht dem neben ihm stehenden Clinton zu.

„Welcher Art ist nun die Aufgabe, lieber Freund, die Sie mir in der ganzen Aktion zugebracht haben?“ erkundigte er sich mit unterdrückter Stimme.

Der Chef der Londoner Polizei schob die Schultern hoch.

„Ich muß Ihnen zu meiner Beschämung eingestehen, Mr. Holmes, daß ich Ihnen darauf keine Antwort zu geben vermag. Es ist eben eine alte Tatsache, daß man sich, wenn man seinen Weg nicht allein finden kann oder man nicht von selbst zu einem Erfolg zu gelangen vermag, sich an Sie wendet in der sicheren Voraussetzung, daß es Ihrem scharfen Blick gelingen wird, was einem selbst, trotz allen Nachdenkens und Kopfzerbrechens, bisher versagt geblieben ist.“

Der Meisterdetektiv fand nur ein flüchtiges Lächeln, das wie ein Blitz über sein Gesicht hinzuckte.

„Ich bin Ihnen für dieses Kompliment außerordentlich verbunden, lieber Freund, aber ich muß offen gestehen, daß ich in diesem Falle sozusagen vor einer Mauer stehe, in der ich nicht die geringste Spalte entdecken kann, um eine Sprengpatrone einzuschieben.“

Es ist das erste Mal, daß man meine Dienste benötigt, um gegen den Londoner Flußschmuggel einen Erfolg zu erzielen. Diese Kommandobrücke, auf der ich mich soeben befinde, und dieses Arbeitsfeld, das Sie mir zuweisen, ist für mich, — ich kann es ruhig sagen, — noch fast vollständiges Neuland. Wer sind die Leute, welche schmuggeln? Was schmuggeln sie, und wie groß ist die Bande, welcher wir uns gegenüber zu befinden glauben? Das sind alles Fragen, die erst beantwortet werden müßten, ehe ich die Möglichkeit hätte, an meine eigentliche Arbeit zu gehen, um das Vertrauen, welches Sie in mich setzen, zu rechtfertigen.“

Mr. Clinton strich sich, während Holmes sprach, mit nervöser Bewegung über seinen braunen Vollbart.

„Seien Sie überzeugt, Mr. Holmes, daß ich schon versucht hätte, mir allein weiter zu helfen, wenn ich auf alle diese Fragen, die Sie hier aufwerfen, eine Antwort wüßte. Gerade das nämlich, was Sie mich fragen, ist es ja, worauf ich von Ihnen eine Antwort haben will. Denn wenn die Aufklärung der Sache so weit gediehen ist, daß wir unsern Feind kennen und über die Art seiner Tätigkeit informiert sind, dann würde die Londoner Strompolizei auch sicherlich tüchtige Beamte genug haben, um mit Erfolg das Wespennest auszubrennen.“

Aus seinen Worten klang ein schlecht verhehlter Aerger über die bisherige Unfähigkeit seiner Beamten, die er vor den scharfen Augen des Meisterdetektivs nicht hatte verbergen können.

Sherlock Holmes wollte gerade eine Antwort geben als ihm das Wort auf den Lippen erstarb.

Und in demselben Moment hatte auch Mr. Clinton den Kopf erhoben und spähte scharf lauschend nach der Richtung hinüber, welche die Augen Sherlock Holmes' suchten.

Halb rechts von ihnen war ein Geräusch herübergekommen, als ob vorsichtig ein paar Ruder ins Wasser getaucht würden. Jetzt schien es Ihnen auch, trotz der um sie lastenden Dunkelheit, als ob sich der Schatten eines Bootes gegen das Ufer zu bewegte.

Der Meisterdetektiv war der erste von ihnen, welcher dieser neuen Situation gegenüber die Oberhand gewann. Er trat einen Schritt zurück und setzte den Scheinwerfer, welcher an der Mitte des Mastes befestigt war, in Tätigkeit.

Ein blendender, feilförmiger Lichtstrahl bohrte sich in die Dunkelheit der Londoner Nacht.

In der Tat, rechts von ihnen, keine hundert Schritt entfernt, flog ein Boot, von einem Mann gerudert, gegen den Kai. Er mußte alle Ursache haben, sich dem Machtbereich des Polizeidampfers zu entziehen.

Als er sich jetzt in dem grellen Lichtschein des Scheinwerfers sah, verdoppelte er seine Anstrengungen, das schützende Land zu erreichen. Die Ruder drohten fast zu brechen, so legte er sich in die Riemen. Wie ein schmaler schwarzer Strich zog das Boot über das schwarze Wasser der Themse.

„Hallo, stoppen!“ schrie Clinton durch das Sprachrohr nach dem Boot hinüber.

Aber der Erfolg seiner Aufforderung war ein negativer. Sie schien nur dazu zu dienen, den Verfolgten nur noch mehr zu Kraftanstrengungen anzufeuern.

„Himmel Donnerwetter!“ fluchte Clinton, nervös auf der Kommandobrücke hin und herlaufend, „der Kerl hat etwas auf dem Gewissen. Der rudert ja, als ob ihm der Teufel im Nacken säße. Wenn einer ein gutes Gewissen hat, braucht er nicht solchen Wert darauf zu legen, unsere Gesellschaft zu meiden. Den Kerl müssen wir haben. Auf jeden Fall. Und wenn ich unsere Kessel so einheizen lassen sollte, daß sie platzen.“

Auf der Kommandobrücke hin und herlaufend, fluchte und wetterte er und kam vor lauter Aufregung nicht dazu, an das Nötige zu denken.

Anders der Meisterdetektiv. Der hatte unbekümmert um das Fluchen des Chefs der Londoner Polizei seinen Platz verlassen, war nach dem Hinterdeck des Dampfers geeilt und hatte das Schiff nach der Richtung hin gewendet, in der sich das Boot mit dem verdächtigen Manne befand.

„Gehen Sie an den Scheinwerfer, Clinton, und bedienen Sie ihn, damit wir den Mann nicht aus den Augen verlieren,“ schrie er dem Beamten über das Schiff hin zu.

Der Polizeiinspektor ließ sich das nicht öfter sagen.

Mit zwei mächtigen Sähen war er an dem Mast, ergriff die Kurbel des Scheinwerfers und brauchte nicht lange zu suchen, bis er das schmale Langboot, das inzwischen wieder in den Schutz der Dunkelheit untergetaucht war, gefunden hatte.

Nun begann eine Jagd, wie sie Mr. Clinton in seiner bisherigen Polizeilaufbahn noch nicht durchgemacht hatte.

Das Boot befand sich nämlich nur noch etwa 700 Meter vom Ufer entfernt, während der Polizeidampfer noch mitten im Strom lag.

Es handelte sich also für die Verfolger darum, die Schnelligkeit des Dampfers so zu steigern, daß man das Boot erreichte, ehe es die kurze Strecke bis zum Kai zurückgelegt hatte.

„Voll dampf!“ hatte Sherlock Holmes durch das

Sprachrohr nach dem Maschinenraum hinuntergerufen, und die Wirkung zeigte sich sofort.

Denn wie ein Pferd, dem die Sporen in die Weichen gedrückt werden, sich wütend aufbäumt, so ging ein merklicher Ruck durch den langgestreckten Körper des Dampfers, der jetzt, weiße Wellen vor sich aufwerfend, fauchend und schnaubend mit verdoppelter Geschwindigkeit quer über die Themse schoß, dem Boot nach, das von seinem Insassen meisterhaft bedient wurde und sich an Schnelligkeit fast mit dem Verfolger messen konnte.

Nur kurze Zeit währte die wilde Jagd, dann hatte sie sich entschieden. Das Boot erreichte den Kai. Ein Ruck am Ruder, daß seine breiten Bretter fast zu brechen drohten, — längs der Steinmauer schoß es hin und hielt an einer der Treppen, die zum Fluß hinunterführten.

Als der Scheinwerfer, den Mr. Clinton nicht so schnell bedienen konnte, um den blitzgeschwinden Bewegungen des Verfolgten nachzukommen, das Boot endlich wiedergefunden hatte, da war es leer.

Auf den aufgeworfenen Wellen hoch- und niedertanzend, war es zu einer Stelle geschwommen, von der aus die Kaimauer fast zwei Mann hoch steil in die Höhe strebte.

Nachdem der Meisterdetektiv die Erfolglosigkeit der Jagd erkannt hatte, er dem Mann am Steuerruder wieder seinen Platz eingeräumt und ging nach vorn zu dem Polizeiinspektor, der noch immer an dem Mittelmast stand und bemüht war, den Scheinwerfer scharf auf das leere Boot gerichtet zu halten, als könne er auf diese Weise dessen entwischte Insassen wieder zurückzaubern.

„Also finish!“ sagte Sherlock Holmes trocken, „das war also sozusagen ein gründlicher Reinsfall. Der Mensch muß dringende Veranlassung gehabt haben, auf eine nähere Bekanntschaft mit uns keinen Wert zu legen.“

Mr. Clinton war blaß vor Wut und zitterte wie Espenlaub. Ueber sein sonst so gesundes rotes Gesicht zuckten Blitze des Zornes und der Empörung.

„Mr. Holmes, es ist die verfluchteste Sache, die mir in meiner ganzen Polizeilaufbahn passiert ist. So eine Dummheit, uns diesen Galgenvogel entweichen zu lassen. Wer weiß, was er auf dem Kerbholz hatte.“

Hätten wir ihn nur zwei Minuten früher bemerkt, so würden wir ihn noch erreicht haben, ehe er an der Kaimauer anlegte. Aber jetzt ist er natürlich fort, und der Teufel hole mich, wenn es einem Menschen gelingt, in diesem verdammten Nebel eine Spur zu finden. Ich sage, ich habe das ganz sichere Gefühl, als ob dieser Kerl in dem Boot zu einer Schmugglerbande gehört, der ich schon seit Monaten auf den Fersen sitze.“

Seine Hände hatten sich um das Gitter der Kommandobrücke gespannt. Er war nur schwer zu beruhigen. Die Enttäuschung über den mißglückten Fang fraß in ihm.

„Lassen Sie die unnötigen Redereien, Clinton, und beruhigen Sie sich nur wieder. Alles nachträgliche Kamentieren hat ja doch keinen Zweck mehr. Der Kerl ist nun einmal weg und wird sich schönstens hüten, uns wieder vor die Augen zu kommen. Ich halte es für vernünftiger, wir kehren um und machen noch eine kurze Streife die Themse hinunter nach Whitechapel und Battersea, vielleicht, daß wir in der Gegend der verrufenen Quartiere irgend etwas finden, was mit dem Schmuggel in Verbindung steht.“

Polizeiinspektor Clinton schien an einer weiteren Ausbeute dieser nächtlichen Kreuzfahrt nur wenig Interesse zu haben.

Er schob gleichmütig die Achseln hoch.

„Wie Sie wollen, Mr. Holmes, es ist jetzt alles ganz egal. Jedenfalls sage ich Ihnen, eine solche Gelegenheit, wie wir sie eben verpaßt haben, die bietet sich uns im Leben kaum noch einmal.“

Sherlock Holmes kehrte wieder zu dem Mann am Steuerruder zurück und befahl, mit dem Dampfer zu drehen und denselben Weg wieder aufzunehmen, den sie eben gekommen waren.

Wenige Minuten später lag das Polizeiboat wieder mitten im Fluß und glitt dem Londoner East-End zu.

Wieder, wie auf der Herfahrt, stand der Meisterdetektiv neben dem Polizeiinspektor auf der Kommandobrücke des Dampfers, wieder bohrten sich seine kalten, scharfen Augen in das lastende Dunkel der Nacht, als vermöchten sie es zu durchdringen und den Schleier hinwegzuziehen von all den Verbrechen und Freveln, die sich hinter ihm verbargen und so selten ans Tageslicht gelangten.

Mr. Clinton hatte sich eine Zigarette angezündet und rauchte in hastigen, nervösen Zügen, wie eine Maschine den Dampf aus den Lungen hervorstößend.

Es mochten etwa vier Minuten vergangen sein, als plötzlich durch das kleine Dampfboot eine Erschütterung ging, welche bewies, daß es gegen einen im Fluß schwimmenden Gegenstand gestoßen war.

Der Chef der Londoner Polizei schien gar nicht darauf zu achten. Ihm war offenbar alles gleichgültig geworden, seit die Wut über den mißglückten Verbrechensfang in ihm fraß.

Anders dagegen Sherlock Holmes.

Das Stoßen und Zittern, das durch den Körper des Dampfers gegangen war, hatte etwas so Auffälliges, daß der scharfe Instinkt des Meisterdetektivs sofort ein neues, ungewöhnliches Ereignis vermutete, dem er unbedingt auf den Grund gehen mußte.

Ohne mit dem neben ihm stehenden Beamten ein Wort zu wechseln, ließ er den Dampfer stoppen, ein Boot aussetzen, in das er selbst mit zwei Matrosen stieg, und ließ sich um das Schiff herumrudern, die ihn umgebende Wasserfläche der Themse scharf mit seiner großen elektrischen Taschenlampe beleuchtend.

Sie waren gerade um das Heck des Schiffes herumgerudert, als das Boot einen Stoß erhielt, der Sherlock Holmes veranlaßte, sich an der Bootsrand festzuklammern, um nicht herabzustürzen.

Es war nur ein kurzer Moment, aber dieser genügte, um den großen Kriminalisten zu veranlassen, sich über den Bootsrand hinabzubeugen und mit seiner Lampe scharf spähend das Wasser zu untersuchen.

Dabei machte er eine Entdeckung, die er sich im ersten Augenblick nicht erklären konnte. Rechts vom Boot, halb im Wasser versunken, trieb zusammengerollt ein echter Teppich, der mit mehreren Stricken eng umschürt war. In seinem Innern aber mußte er irgend eine Last bergen, die ihn in die Tiefe hinabzuziehen drohte. Es war ganz augenscheinlich, daß er sofort sinken mußte, sobald sich das starke Gewebe erst voll Wasser gesogen hatte.

„Hallo, zugefaßt, Boys!“ kommandierte der Meisterdetektiv, und sechs kräftige Fäuste tauchten in das Wasser und griffen nach dem Teppich. Aber die Männer mußten alle Kräfte anstrengen, ihn durch das Wasser zu sich heranzuziehen.

„Damned!“ knurrte einer der Polizeibeamten zwischen den Zähnen, „das ist der merkwürdigste Teppich, den ich je in meinem Leben angefaßt habe.“

Sherlock Holmes antwortete damit, daß er befahl, zu der Fallreepstreppe des Dampfers zurückzukehren und das Fundstück hinter dem Boot heranzuziehen.

Es war eine mühselige Arbeit, die Last, welche sie aus dem Wasser aufgefischt hatten, an Bord zu bringen. Die drei Matrosen und auch Sherlock Holmes mußten kräftig zusassen, um den triefenden Teppich über die schmale Fallreepstreppe auf das Deck des Polizeidampfers zu bringen.

Endlich war das schwere Werk getan.

Und nachdem auch das Boot wieder in die Davits hochgewunden war, setzte der Polizeidampfer seine Fahrt die Themse abwärts fort.

Während er unter dem eintönigen monotonen Rattern und Stampfen der Maschine Meter um Meter zurücklegte, hatte sich inzwischen Sherlock Holmes in Gemeinschaft mit Mr. Clinton daran gemacht, die starke Verschnürung des Teppichs zu durchschneiden und seinen Inhalt bloßzulegen. Die Polizeibeamten und Bedienungsmannschaften des Dampfers standen neugierig im Kreis herum und blickten interessiert auf die Szene, welche durch das grelle Licht des Scheinwerfers von dem Mittelmast her in ein eigentümliches magisches Licht getaucht war.

Jetzt glitt das scharfe Messer Sherlock Holmes' knirschend durch den letzten Strick der Verschnürung. Im nächsten Moment ging durch den Kreis der zuschauenden Beamten ein sichtbares Aufzucken.

Denn als der Meisterdetektiv den Teppich auseinanderschlug, fanden sie darin die Leiche einer Frau und eines Mädchens, das mit Stricken an die Mutter geschnürt war.

Der Chef der Londoner Polizei war entsetzt zusammengezuckt und einen Schritt zurückgewichen. Er war bleich geworden bis in die Lippen.

„Himmel Donnerwetter, Mr. Holmes, ein reguläres Kapitalverbrechen, mehrfacher Mord! Wenn diese Nacht noch mehr solche Enthüllungen bringt, kann man wirklich behaupten, daß wir unsere Inspektionsreise nicht unnütz unternommen haben.“

Der große Detektiv schien die Worte Clintons gar nicht gehört zu haben. Er kniete noch immer neben

der Leiche der Frau, hatte ihr die Bluse geöffnet und den Kopf auf die Brust gelegt.

Es war eigentlich eine wahnsinnige Vermutung, anzunehmen, daß in diesem Körper, den man eben aus dem Wasser gezogen hatte, noch eine Spur von Leben sein könnte. Aber trotzdem veranlaßte die oft bewährte Spürmethode Sherlock Holmes' diesen, wohl zwei Minuten lang regungslos lauschend das Ohr auf der Brust der Frauenleiche ruhen zu lassen und Bewegungen auszuführen, wie man sie bei den Wiederbelebungsversuchen von Ertrunkenen macht.

Auch die Leiche des kleinen Mädchens unterzog er einer ähnlichen genauen Prüfung. Aber sie gab, wie vorauszusehen, auch hier nur ein völlig negatives Resultat.

Aus den Körpern mußte längst alles Leben entwichen sein.

Der Meisterdetektiv ließ die beiden Leichen von einigen Beamten entkleiden und begann dann mit der Genauigkeit eines Arztes sie zu untersuchen. Das dauerte wohl eine halbe Stunde, während der er nicht ein einziges Mal den Kopf hob oder auch nur die geringste Bewegung machte. Und während der ganzen Zeit standen die Beamten schweigend um ihn herum, ließen ihn nicht aus den Augen und warteten mit wahnsinniger Spannung auf das erste Wort, das der König der Detektive über diesen schauerlichen Fund äußern würde.

Endlich erhob sich Sherlock Holmes, strich sich mit der Hand grübelnd über die Stirn und sagte zu dem Polizeinspektor:

„Mr. Clinton, dieser zweifache Mord kann erst vor wenigen Stunden ausgeführt sein. Der Teppich ist erst im Laufe der Nacht mit dem Wasser der Themse in Berührung gekommen, denn auf seiner Innenseite ist er noch völlig trocken, was ich auch bei den Kleidern der Getöteten feststellen konnte.“

Der Polizeinspektor machte eine hastige Handbewegung und zuckte, wie es seine Art war, mit den Schultern.

„Schön und gut, Mr. Holmes, das, was Sie da sagen, glaube ich Ihnen aufs Wort. Denn daß die Frau und ihr ungefähr achtjähriges Mädchen eines gewaltsamen Todes gestorben sind, kann ich mir von selbst denken. Bei einer derartig kunstvollen Verschnü-

zung, wie wir sie hier vor uns hatten, ist ein Selbstmord vollständig ausgeschlossen. Jetzt fragt es sich nur, wer der Mörder ist und wo wir ihn zu suchen haben. Das ist eine Aufgabe, die unserer Polizei wieder einiges Kopfzerbrechen bereiten wird."

Der Meisterdetektiv hatte aus der Innentasche seines Uebermantels eine Shagpfeife herausgenommen und zündete sie an. Während der Rauch spiralförmig daraus hervorstieg und sich in der Luft verflüchtigte, nahm das hagere, bleiche Gesicht Sherlock Holmes' einen fast visionären, starren Ausdruck an, als sei alles Lachen daraus entwichen und als wanderten die Gedanken, die sonst hinter der hohen, gebietenden Stirn lebten, einen weiten, — weiten Weg.

Er hatte sich an das Geländer des Schiffes gelehnt, rauchte in großen Zügen, sah starr in die Nacht hinaus und schien seine Umgebung vollständig vergessen zu haben.

In der Art, wie er von Zeit zu Zeit die Pfeife zum Munde führte, kam die höchste Konzentration angespannter Gehirnarbeit zum Ausdruck.

Rings um ihn war Totenstille, niemand wagte ihn zu stören, denn jeder wußte, daß der große Meister in diesem Moment arbeitete, daß er alle Register seiner scharfen, kalten Ueberlegung, seiner phänomenalen Geisteskraft anspannte.

Wohl fünf Minuten lang stand er so in sich versunken da.

Dann strich er sich wieder, als erwache er aus einem Traum, mit der Hand über die Stirn und sagte mit jenem Ausdruck in der Stimme, gegen den es keinen Widerspruch gab:

"Der Mörder ist jener Mann, welchen wir vorhin in seinem Boot verfolgten und welcher uns entkam."

Clinton hatte unwillkürlich eine rasche Bewegung gemacht, um auf ihn zuzutreten.

"Aber Mr. Holmes, woher in aller Welt wollen Sie denn das wissen? Kennen Sie denn die Frau und das Mädchen? Oder haben Sie irgend ein Anzeichen, welches auf den Mann hinweist, der uns vorher entwich?"

"Ich vermag Ihnen auf diese Fragen keine Antwort zu geben, Mr. Clinton," entgegnete Sherlock Holmes langsam. "Aber seien Sie versichert, daß das, was ich Ihnen hier sage, keine leeren Vermutungen

sind, sondern daß sich meine Erklärungen auf Tatsachen stützen. Beweise kann ich Ihnen natürlich im Moment nicht liefern. Aber ich wiederhole Ihnen noch einmal: jener Mann ist der Mörder. Wahrscheinlich hat er sogar wenige Minuten vorher, ehe er uns zu Gesicht kam, den Teppich in der Themse versenkt.

Jedenfalls lassen Sie die Leichen nach dem Schauhaus transportieren und erklären dem Dezernten der Kriminalpolizei, Abteilung für schwere Verbrechen, was ich Ihnen hier gesagt habe. Es ist wenigstens ein kleiner Punkt, den ich zur Entdeckung der Mörder beizusteuern vermag. Mehr kann ich Ihnen vorläufig auch nicht sagen.

Nun wollen wir unsere Fahrt fortsetzen. Es wäre mir lieb, wenn Sie mich binnen einer halben Stunde an Land lassen."

Damit wandte er sich ab und kehrte auf die Kommandobrücke zurück, um während der kurzen Zeit, die er noch auf dem Polizeiboot blieb, das Dunkel der Londoner Nebelnacht mit seinen scharfen Falkenaugen zu durchspähen.

2. Kapitel.

Das Geheimnis von Castel Hampton.

Es war etwa zwei Stunden später, als Sherlock Holmes seine Wohnung betrat.

Er fühlte sich von dem stundenlangen Verweilen auf dem Polizeiboot abgespannt, in ihm lebte eine sonst nur selten vorkommende Unzufriedenheit, daß die Unternehmungen dieser Nacht so völlig negativ gewesen waren, trotzdem man zweimal Veranlassung gehabt hätte, sich mit Verbrechen zu beschäftigen, welche im schweigenden Dunkel der Nacht ausgeführt waren oder ausgeführt werden sollten.

Während er die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg, dachte er mit aufrichtiger Freude daran, daß er schon binnen einer Viertelstunde in seinem Bett liegen und sich von den niederdrückenden Einflüssen dieser Nebelnacht erholen würde.

Sein Zimmer betretend, staunte er, als er seinen jungen Schüler und Freund Harry Taron, den er schon längst schlafen wähnte, noch wach vorfand. Seine Verwunderung steigerte sich noch mehr, als Harry Taron aus dem tiefen Klubsessel am Kamin, wo er rauchend gefessen hatte, aufsprang und ihm entgegeneilte. In seiner Hand hielt er ein geöffnetes Telegramm, das er wortlos dem Meisterdetektiv überreichte.

Sherlock Holmes ergriff es und las die wenigen Zeilen:

Besitzer von Castel Hampton verschwunden, anscheinend schweres Verbrechen. Kommen Sie, wenn möglich, sofort nach hier.

Zweimal überlas der große Detektiv die Depesche und legte sie dann ruhig auf seinen Schreibtisch.

Wieviel Depeschen dieser Art hatte er im Laufe seines wechselvollen Lebens schon erhalten?! Wie oft war dieser Schrei der Not zu ihm gedrungen! Wie oft schon hatte er sich als der Retter erwiesen, wenn alle die den Bürgern vom Staat zur Verfügung gestellten Schutzmaßregeln versagten!"

"Wann ist das Telegramm gekommen, Harry?" erkundigte er sich, indem er wieder nach seinem Hut griff, den er auf einen neben der Tür stehenden Stuhl bei seinem Eintritt geworfen hatte.

"Vor kaum einer Stunde, Mr. Holmes. Ich habe Sie schon sehnsüchtig erwartet, denn ich allein mochte nichts unternehmen, ohne Ihrer Zustimmung gewiß zu sein. Und Sie haben es mir in derartig zweifelhaften Fällen verboten, selbständig zu handeln."

Sherlock Holmes sah ihn verwundert an:

"Aber, mein lieber Harry, da gibt es gar keinen Zweifel. Castel Hampton liegt an der großen Chaussee, die nach Manchester führt, und es ist mit dem Auto bei forzierter Fahrt in drei Stunden zu erreichen. Ich denke also, daß wir noch vor Morgengrauen dort eintreffen können."

Harry Taron schlug die Hände zusammen:

"Sie wollen noch heute fort, Meister, wo Sie doch schon eine mehrstündige anstrengende Expedition hinter sich haben?"

Der Meisterdetektiv zog unmutig die Stirn in Falten.

"Wer wirklich meine Hilfe braucht, kann sie zu jeder Zeit haben, und wenn es sich darum handelt, ein Verbrechen zu verhüten oder zu bestrafen, dann weißt du, kenne ich keine Müdigkeit und Anstrengung. Das ist eine so selbstverständliche Sache, daß es sich wirklich nicht lohnt, darüber noch Worte zu verlieren. Also habe die Freundlichkeit und mache dich fertig, ich gedenke in fünf Minuten abzufahren. Ich werde inzwischen telephonisch einen Kraftwagen besorgen und bitte dich, mich nicht warten zu lassen."

Ehe sein junger Schüler noch etwas erwidern konnte, hatte er schon das Zimmer verlassen und war nach dem Telephonapparat geeilt, um sich mit einer großen Automobil-Zentrale, wo für ihn Tag und Nacht ein Kraftwagen zur Verfügung stand, zu verbinden.

Genau fünf Minuten später ratterte unten vor seinem Hause der Motor eines schmalen, sechzigpferdigen Wagens, der ihn schon so manches Mal an den Ort eines Verbrechens oder einer Schandtat gebracht hatte.

In kürzester Zeit saßen der Meisterdetektiv Sherlock Holmes und Harry Taron in dem Automobil, und dasselbe fuhr nach der Anweisung von Holmes mit voller Geschwindigkeit der Landstraße nach Manchester zu.

Unterwegs erzählte Holmes Harry Taron über den grausigen Fund, den er bei der Fahrt in dem Polizeiboot auf der Themse gemacht hatte, und Harry Taron merkte es dem Meister an, daß sich dessen Gehirn anscheinend viel mehr mit dem geheimnisvollen Fund in der Themse beschäftigte als mit der eventuellen Aufklärung des Verbrechens in Castel Hampton.

"Aber," folgerte Harry Taron, "womöglich ist dort in Castel Hampton gar kein Verbrechen geschehen, sondern der Besitzer hat sich auf eine heimliche Vergnügungsreise begeben."

Jetzt sah der Detektiv nach der Uhr.

"Wie lange fahren wir noch bis Castel Hampton?" fragte Harry Taron.

"Wir müssen es in ungefähr einer Stunde erreichen, bis dahin werde ich einmal die Vergangenheit und die Person des Lord Charly Hampton durchforschen. Soviel ich weiß, ist der Lord ein Mann von fünfundvierzig Jahren, gilt als sehr vermögend und ist verheiratet. Well, wir werden sehen."

Er zündete trotz der schnellen Fahrt seine Shag-pfeife an und rauchte mit langen Zügen, den Rauch hastig herausstoßend.

Schweigsam legten sie den letzten Teil der Fahrt zurück und kamen endlich gegen Morgen vor dem prächtigen, schloßartigen Gebäude des Lord Charly Hampton an.

Sie wurden erwartet, denn der Hausmeister des verschwundenen Lords kam ihnen über die Freitreppe entgegengestürzt und rief:

„Guten Morgen, Mr. Holmes. Seit Stunden warte ich auf Ihr Eintreffen!“

„Well,“ entgegnete Holmes, der das Automobil jetzt verließ, „es wird wohl nicht so gefährlich sein.“

„Aber gewiß ist es gefährlich. Es ist sogar furchtbar, was hier geschehen ist.“

„Davon steht in Ihrem Telegramm nichts, mein Lieber.“

„Ich bitte um Entschuldigung, Mr. Holmes, aber Sie wissen, wie es bei Telegrammen ist, die man in der Aufregung aufsetzt, das Wichtigste vergißt man stets.“

„Sehr richtig, mein Lieber. Wo soll der Chauffeur auf uns warten?“

„Ich werde alles weitere anordnen. Folgen Sie mir, bitte, jetzt ins Schloß.“

Der Meister und Harry Tagon gingen, geführt von dem alten Hausmeister, in das Schloß, dessen große Räumlichkeiten durch elektrisches Licht tageshell erleuchtet waren.

Durch eine lange Flucht von fürstlich eingerichteten Salons des Erdgeschosses kamen sie in einen nach der Parkseite gelegenen Bibliotheksaal, aus dem man in ein Zimmer gelangte, das zu einer Marmortreppe führte, über welche man in den Park gelangte.

Die Flügeltür war, wie Sherlock Holmes sah, halb geöffnet, er trat in den Raum, und auf dem hellen Parkettboden sah der Detektiv eine Blutspur, die sich quer durch den Raum bis zu einem in der Ecke befindlichen mächtigen Kamin zog.

In diesem glimmten die letzten Reste eines Feuers. Seitwärts lag umgestürzt ein schwerer Klubstuhl und hatte in seinem Fall ein Tischchen mit Büchern und Zeitschriften umgerissen.

Das war, wie Sherlock Holmes sofort erkannte, der Schauplatz der Tat.

Der Hausmeister war stehen geblieben, zeigte stumm auf das vor ihnen befindliche Bild und schwieg solange, bis Sherlock Holmes ihn fragte:

„Wann haben Sie das hier entdeckt?“

„Kurz nach Mitternacht, Mr. Holmes. Eine Stunde, bevor ich an Sie das Telegramm absandte.“

„Wissen Sie, ob der Lord hier anwesend war?“

„Ganz gewiß, Mr. Holmes. Seine Lordschaft kam um elf Uhr von einem Festessen aus der Stadt zurück, und zwar mit dem Elf-Uhr-Schnellzug auf unserer Station an. Seine Lordschaft kam allein, ich selbst war ihm behilflich beim Ankleiden, da der Kammerdiener krank ist. Er zog sich dann hierher zum Lesen von Zeitungen zurück. Eine Stunde später wollte ich bei Seiner Lordschaft anfragen, ob noch ein Bad zur Nacht genehm sei, da mein Herr an Schlaflosigkeit litt; und als ich hier eintrat, fand ich alles so, wie Sie es sehen.“

Noch einmal betrachtete Sherlock Holmes die Blutspur und sagte:

„Ich sehe es an dem Parkett, daß hier bei dem Sessel ein kleiner, vielleicht $1\frac{1}{2}$ Meter im Durchmesser betragender Teppich gelegen hat.“

„Ganz richtig, Mr. Holmes,“ erwiderte der Hausmeister. „Sein Fehlen fällt mir jetzt erst auf. Wie haben Sie das nur entdecken können?“

„Aber sehr einfach, mein Verehrtester. Man sieht deutlich, daß Ihre Dienstboten im Schloß auch nur das sauber machen, was das Nötigste ist. Den Teppich scheinen sie lange Zeit nicht aufgenommen zu haben, und wenn Sie genauer hinschauen, so werden Sie deutlich die Staubmarke entdecken, welche der Teppich auf dem Parkett hinterlassen hat.“

„Ganz richtig, Mr. Holmes,“ erwiderte der Hausmeister und blickte nachdenklich auf den großen Staubfleck.

„Aber wo soll der Teppich hingekommen sein?“

„Den hat jemand aufgenommen, Sir,“ erwiderte Sherlock Holmes, der sich über die Staubmarke bückte. Man erkannte deutlich, daß der Teppich an der rechten Seite angefaßt und fortgezogen worden ist, und zwar in der Richtung zur Tür hin. Er wandte sich an Harry Tagon: „Du siehst hier, Harry, daß die Staubmarke, welche nach den übrigen Seiten scharf ausgeprägt ist, hier in der Richtung zur Tür ausgewischt wurde. Well, gehen wir jetzt einmal zur Tür.“

Mit kritischen Augen betrachtete Sherlock Holmes den Drücker und die Leisten der Tür, hoffend, daß er an ihnen Fingerabdrücke entdecken würde.

Aber trotzdem er eine Lupe zu Hilfe nahm, war an der Umgebung der Tür nichts zu entdecken.

Bevor er den Ausgang benutzte, fragte er den Hausmeister:

„Wo ist denn die Lady, die Gemahlin des Lords?“

„Lady Hampton befindet sich seit zwei Monaten in Paris, Mr. Holmes.“

„Wie lebte sie mit ihrem Herrn Gemahl?“

Der Hausmeister zuckte die Achseln:

„Sie wissen, Mr. Holmes, wie es in vornehmen Familien ist. Es war eine Ehe im allgemeinen Sinne. Ich habe niemals irgend welchen Disput zwischen den Herrschaften gehört.“

„Und wie alt ist Lady Hampton?“

„Dreißig Jahre, Mr. Holmes.“

„Ist sie schön?“

„Die Herren der Gesellschaft machen ihr allerdings stark den Hof. Sie ist eine geborene Pariserin, äußerst temperamentvoll, eigentlich paßte sie ja nicht zu meinem stets ruhigen und nüchternen Herrn. Aber Seine Lordschaft hat sie sehr geliebt, und trotzdem sie, wenigstens wie ich es hörte, nicht ebenbürtig war, zu seiner Gemahlin gemacht.“

„Sie sagten, nicht ebenbürtig, Hausmeister, was ist die Lady für eine Geborene?“

„Ich vermag darüber nichts Genaues zu sagen. Nur das, was ich gehört habe. Man munkelt hier, daß sie die Tochter eines verarmten französischen Adligen wäre.“

„Wissen Sie Ihren Namen?“

„Allerdings. Die Lady ist eine geborene Mademoiselle de Bissonville.“

„Und wohnt?“

„In Paris, Mr. Holmes.“

„Ich danke. Wir wollen jetzt in den Park gehen und versuchen, nachzuforschen, wohin diese Blutspur führt.“

Er wandte sich noch einmal, als er die Tür geöffnet, zurück und prägte sich genau die Lage des

Klubsessels ein. Jetzt ging er, in dem Morgenrauen seine Taschenlampe gebrauchend, auf die Marmorterrasse hinaus und die Treppe hinunter.

Als eine absolut sichere Spur führten die feinen Blutstropfen die Treppe hinab zu dem Kiesweg des Parkes.

Und wie ein Luchs verfolgte Sherlock Holmes diese Fährte, mit den Augen dicht über dem Boden, und kam so bis an ein Gebüsch, in welches die Blutspur hineinführte.

Jetzt ließ Sherlock Holmes die Augen vom Boden und begann, das Gebüsch, in welches der Betreffende, welcher die Blutspur verursacht hatte, hineingegangen war, zu durchforschen.

Vorsichtig bog Sherlock Holmes die Zweige auseinander, blieb dann und wann stehen, beobachtete hier und da einen abgeknickten Zweig, und plötzlich, ein leiser Pfiff kam dabei von seinen Lippen, nahm er von einem Weißdornestrüpp mehrere rote und blaue Wollfasern.

Die hielt er Harry hin und sagte:

„Die stammen von dem Teppich. Wir sind auf der richtigen Spur.“

Sherlock Holmes legte diese Fundstücke in sein Notizbuch und ging schnell vorwärts, denn jetzt auf dem weichen Boden, der einsetzte, waren deutlich die Abdrücke von Stiefeln zu sehen.

„Bleiben wir einmal einen Augenblick stehen, Harry,“ sagte er zu diesem und dem Hausmeister. „Mich interessieren diese Fußabdrücke.“

Auch Harry Tagon blickte auf den Boden, und ebenso der Hausmeister.

Dann sagte der große Detektiv: „Es sind elegante Gesellschaftsstiefel, deren Sohle sich hier abgedrückt hat.“

„Und wenn mich nicht alles täuscht, Mr. Holmes,“ sagte der Hausmeister, „so rühren hier diese Stiefelabdrücke von meinem gnädigen Herrn her.“

„Das wäre komisch, mein Verehrtester. Eilen Sie, bitte, zum Schloß zurück und bringen Sie ein paar von den Stiefeln Seiner Lordschaft. Ich möchte eine Probe machen.“

Während der Hausmeister zum Schloß zurückeilte, um den Wunsch Mr. Holmes' zu erfüllen, maß der letztere genau die Stiefelabdrücke in dem weichen Boden und nahm ein Stück Zeitungspapier, aus welchem er genau die Größe im Muster ausschmitt.

In atemlosem Lauf kam der Hausmeister zurück, gefolgt von zwei Dienern, welche er noch zu seiner Unterstützung mitgenommen hatte.

Sherlock Holmes nahm den Stiefel, betrachtete ihn, und ein feines Lächeln zuckte um seine Mundwinkel.

„Das ist allerdings die Stiefelgröße, wenigstens ist es also Schuhzeug, das dem Seiner Lordschafft äußerst ähnlich ist. Schau her, Harry.“

Er stellte den Stiefel in den Abdruck, und derselbe paßte bis auf den Millimeter genau hinein.

„Das ist allerdings sehr merkwürdig,“ sagte Harry Tagon. „Dann ist hier Lord Hampton gegangen.“

„Mein lieber Harry, was du da sagst, ist nicht richtig. Ob hier Lord Hampton gegangen ist, wissen wir nicht, wir können nur sagen, daß hier jemand in seinen Stiefeln gegangen ist. Doch jetzt wollen wir weiter.“

Jetzt gab es kein Irren mehr. Wieder führte die Spur durch dichtes Gebüsch und kam dann zu einem morastigen Gelände, durch welches ein Bach lief, der in den See des Schloßparkes mündete.

Hier am Ufer dieses Grabens blieben Sherlock Holmes sowie seine Begleiter erstaunt stehen, denn da lag vor ihnen, über den Morast ausgebreitet, der aus dem Parkzimmer fortgenommene indische Teppich und auf ihm eine Briestafche, ein Revolver und ein Rasiermesser.

Als Sherlock Holmes zu der Stelle hinschritt, hörte Harry Tagon, wie er leise sagte:

„Wie in einer Komödie, aber interessant.“

Einen der Diener, welcher den Teppich anrühren wollte, herrschte Sherlock Holmes an, so daß der Mann erschrocken zur Seite trat.

„Sie haben hier nichts eher anzurühren, als bis ich den Befehl dazu erteile, Sie können damit den größten Schaden anrichten.“

Dann blickte er sich, nahm die Briestafche, öffnete sie und fand nichts weiter als die Visitenkarten des Lord Hampton und eine in Seidenpapier eingewickelte blonde Haarlocke, die unter den Visitenkarten sich auf dem Boden der Briestafche befand und schwer wegen ihrer weichen, anschniegssamen Lage gefunden werden konnte.

Sinnend betrachtete Sherlock Holmes die aus dem Seidenpapier gewickelte Locke, ließ sie durch seine Finger gleiten und sagte zu dem Hausmeister:

„Ist Lady Hampton blond?“

„Nein, Mr. Holmes, die Lady ist schwarz.“

„Dann stammte also diese blonde Locke nicht von der Lady?“

„Unbedingt nein, Mr. Holmes.“

Sherlock Holmes steckte das Notizbuch in seine Brusttasche und nahm den Revolver auf:

„Kennen Sie den Revolver, Hausmeister?“

„Yes, Mr. Holmes. Er gehört meinem Herrn. Er trägt ihn stets zu seiner Sicherheit bei sich und hat die Nummer 13 147.“

Sherlock Holmes prüfte die Nummer und sagte:

„Sie haben recht, Hausmeister. Es ist diese Nummer.“

Dann sah Sherlock Holmes die Kammern nach und entdeckte, daß drei Schuß daraus abgefeuert waren. Indem er in den Lauf der Pistole roch, erkannte er, daß die Schüsse erst vor kurzer Zeit gelöst waren.

Auch den Revolver steckte Sherlock Holmes in seine Tasche und nahm jetzt das Rasiermesser.

„Wem gehört dieses Messer, Hausmeister?“

„Meinem Herrn, Lord Hampton.“

„Können Sie das beschwören?“

„Yes, Mr. Holmes. Das Messer hat, ohne daß ich es jetzt näher besehe, an der unteren Hornschale einen Sprung dicht hinter der Schraube.“

Sherlock Holmes fehrte das Messer in seiner Hand um und sah, daß der Gefragte recht hatte. Da war tatsächlich der Sprung in der Hornverschalung des Griffes vorhanden.

Jetzt erst untersuchte der Detektiv den Teppich und fand, daß derselbe mit Blut getränkt war.

Dann erhob er sich und blickte sich um.

„Wo war jetzt Lord Hampton?“

Und während die Umstehenden über diese Frage vergeblich nachdachten, ging der geniale Kriminalist an den Graben und rief im nächsten Moment:

„Harry, komm her, hier liegt Lord Hampton!“

Sofort sprang Harry Tagon seinem Meister zur Seite und sah, daß in dem Graben, unter dem Wasser, der Körper eines Mannes, mit den Füßen zum Ufer, dicht vor ihnen lag.

Dann rief Sherlock Holmes die Diener und den Hausmeister heran, und mit ihrer Unterstützung gelang es, den Körper des Toten aus dem Wasser heraus auf das Ufer zu ziehen.

Die Diener glaubten, sie könnten ihren toten Herrn auf den Teppich legen, aber der Detektiv riß den Teppich fort, rollte ihn zusammen, und der vornehme Lord Hampton mußte auf den schmutzigen Moorboden niedergelegt werden.

Erschüttert standen der Hausmeister und die Diener um den Toten.

Deutlich erkannte man, trotzdem das Wasser die Wunden ausgewaschen hatte, daß der Tote zwei Schüsse in der rechten Schläfe und einen furchtbaren Schnitt durch den Hals erhalten hatte.

Sinnend stand Holmes vor dem Verstorbenen und blickte grübelnd in dessen verglaste Augen. Nach einigen Minuten beugte er sich über den Toten und nahm aus dem geöffneten Oberhemd einen Knopf, der mit einem kleinen Wappen aus Rubinen und Brillanten verziert war.

„Wieviel solcher Knöpfe besaß Lord Hampton?“

„Zwei, Mr. Holmes,“ erwiderte der Hausmeister und, wie ich sehe, fehlt aus dem unteren Knopfloch der von mir persönlich noch gestern abend bemerkte Diamantknopf.“

Der Detektiv sah sich das Knopfloch des Oberhemdes genau an und entdeckte, daß der Knopf, welcher in demselben gefesselt hatte, mit Gewalt herausgerissen war. Dies war für seine Vermutung Beweis genug. Ein Lord Hampton würde auf keinen Fall ein Hemd mit zerrissenen Knopflöchern angezogen haben.

Jetzt wandte er sich an Harry Tagon und sagte:

„Well, Harry, der Fall ist sehr klar.“

„Inwiefern klar, Meister? Ich stehe hier wie vor einem Rätsel.“

„Einem Rätsel, Harry, inwiefern?“

„Well, Meister, ich überlege unentwegt hin und her, ist Lord Hampton ermordet worden oder hat er selbst Hand an sich gelegt?“

„No, Harry,“ erwiderte Sherlock Holmes. „Das letztere soll durch Augenschein hier erweckt werden. Aber es stimmt nicht. Der Lord ist neben dem Bibliotheksaal nicht durch einen Schuß, weil der eventuell von der Dienerschaft gehört worden wäre, getötet, sondern der Mörder hat ihm, von hinten heranschleichend, die Kehle mit einem Rasiermesser durchgeschnitten, dann hat er den zu Boden gestürzten Lord in den Teppich gepackt und ihn durch den Park hierher geschleppt. Hier hat er ihm aus der Tasche die Brieftasche und die Waffe genommen und wohl auch den Brillantknopf gestohlen. Was er in der Brieftasche gefunden hat, weiß ich nicht, das muß erst festgestellt werden. Darauf hat er ihm aus dem Revolver noch zwei Kugeln in den Kopf gejagt und ihn rückwärts in den Graben gestoßen. Hätten Laien den Toten aufgefunden, so würden sie unbedingt auf einen Selbstmord geschlossen und vielleicht noch über den Toten gespottet haben, daß er, um sich nicht die Stiefel schmutzig zu machen, den Teppich hier mit hergenommen hat.“

„Ganz richtig, Meister. Aber Sie selbst haben unterwegs gesehen, daß die Stiefel des Lords genau in die Stiefelspuren desjenigen paßten, der hierhergegangen ist.“

„Der Mörder ist ein ganz ausgefeimter Halunke, mein lieber Harry. Er hat, um eben gerade durch diese Spur den Anschein zu erwecken, daß Lord Hampton hierhergegangen ist, sich dessen Stiefel angezogen. Im übrigen sei versichert, daß ein Mensch, der einen derartigen Blutverlust hat, wie ihn der Teppich aufweist, nicht in seinen eigenen Stiefeln hier durch die Nacht in den Graben gelangt. Das ist ausgeschlossen. Well, gehen wir jetzt ins Schloß, tragen wir den Toten hinein. Ich werde den Coroner benachrichtigen, damit dem Lord die letzten Ehren zuteil werden können, und dann müssen wir an Lady Hampton nach Paris telegraphieren. Ich glaube,“ — jetzt beugte sich Sherlock Holmes dicht zu dem Ohr Harry Tagons und flüsterte leise: „Die Lady wird ein gewisses Interesse an dieser Affäre haben.“ —

Bevor Sherlock Holmes das Schloß verließ, unterzog er die gesamte Dienerschaft einem eingehenden Verhör.

Besonders wollte er wissen, ob einer der Diener einen Fremden bemerkt hatte. Noch ein Umstand war es, dem er besondere Aufmerksamkeit schenkte, —

nachdem er die Dienerschaft entlassen und von ihr keine befriedigende Auskunft erhalten hatte — und das war, ob die Tür vom Park zu dem Vorraum des Bibliotheksfaals an dem vorletzten Abend verschlossen war.

Der Hausmeister, an den Sherlock Holmes die Frage richtete, antwortete:

„Jawohl, Mr. Holmes. Die Tür war, als ich um neun Uhr sie revidierte, fest verschlossen, und der Schlüssel steckte von der inneren Seite.“

Sherlock Holmes blickte nachdenklich auf den Hausmeister:

„Dann hat also der Verbrecher sich im Hause befunden und ist nicht, wie ich annahm, vom Park aus eingedrungen.“

„Ich glaube, das ist unmöglich, Mr. Holmes,“ sagte der Hausmeister, „denn wie Sie sich überzeugt haben, sind die gesamten Fenster des Erdgeschosses und auch die Zugänge zu dem Kellergechoß stark vergittert. Die Türen sind aber, da dieses Schloß aus früheren Zeiten stammt, aus stärkstem Eichenholz und mit guten Schlössern versehen.“

Wir haben überhaupt nur einen Zugang zum Schloß, und das ist die große Hallentür, durch welche Sie auch eingetreten sind. Durch diese Tür aber vermag kein Unberufener in das Schloß zu kommen, ausgenommen, er melde sich bei dem Türschließer.“

„Aber die Tür war doch offen, als ich kam,“ sagte Sherlock Holmes.

„Gewiß,“ verneigte sich der Hausmeister, „weil ich Sie seit mehreren Stunden bereits erwartete.“

„Dann wäre also nur eine Möglichkeit,“ sprach Sherlock Holmes weiter, „nämlich die, daß der Verbrecher von Lord Hampton persönlich eingelassen wurde.“

„Darüber vermag ich meinerseits keine Meinung zu äußern,“ sagte der Hausmeister achselzuckend.

Sherlock Holmes ging noch einmal in den Vorraum der Bibliothek und überzeugte sich, daß der Schlüssel an der Tür fehlte.

Trotz allen Suchens fand man ihn nicht.

Aus dem Grunde untersuchte der Detektiv die Taschen des toten Lords und fand hier, was er suchte — den Schlüssel zur Terrassentür.

Den konnte nun entweder der Lord selbst dort hineingesteckt haben oder aber der unbekanntere Verbrecher.

Wahrscheinlich aber war wohl das erstere anzunehmen. Denn für letztere Behauptung vermochte Sherlock Holmes sich nicht den Beweis zu führen.

Der Verbrecher mußte sich sagen, daß er dadurch auf keinen Fall den Glauben erwecken konnte, daß er ohne die Beihilfe des Lords durch die Gartentür hereingekommen wäre.

Folglich mußte der Lord selbst die Tür geöffnet haben.

Wer mochte es also sein, den der Lord um die späte Nachtstunde im Saal erwartet hatte, und dem er dort, ohne daß die Dienerschaft es bemerken konnte, die Tür geöffnet hatte?

Das war das Geheimnis, welches Sherlock Holmes am meisten beschäftigte.

Vorschriftsmäßig versiegelte er den Raum, warf noch einen letzten Blick auf den Toten und ging dann zu der im oberen Stockwerk gelegenen Privatwohnung des Lords.

Dort oben waren sein Arbeitszimmer, sein Schlafzimmer und ebenfalls die Gemächer der Gemahlin des Lords.

„Zeigen Sie mir einmal die Garderobe Ihres Herrn, besonders den Ueberzieher oder Pelz, welchen Seine Lordschaft gestern abend, als er nach Hause zurückkam, angehabt hat.“

Der Hausmeister zeigte ihm einen Kleiderständer, an dem ein schwarzer Ueberzieher hing, und sagte:

„Diesen Mantel hat Seine Lordschaft gestern abend angehabt.“

Sherlock Holmes nahm das Kleidungsstück und durchsuchte dessen Taschen.

Plötzlich sah Harry Tagon, wie über das Gesicht seines Meisters ein feines Lächeln zog. Er hatte die in feine Schnipsel zerrissenen Stücke eines Briefes in der Tasche gefunden, brachte diese sorgfältig Stück für Stück heraus und legte sie auf einen Tisch.

„Well,“ sagte er zu dem Hausmeister. „Jetzt bringen Sie mir einmal Seidenpapier, einen feinen Pinsel und Gummi arabicum, ich muß versuchen, diese kleinen Stückchen eines zerrissenen Briefes wieder zusammenzustellen. Allem Anschein nach hat der Lord wahrscheinlich zu unserm Glück vergessen, dieses Papierstückchen fortzuwerfen.“

„Entschuldigen Sie, Mr. Holmes,“ sagte der Hausmeister, „solche zerrissenen Stückchen von irgend welchen Briefen habe ich schon öfters aus den Taschen meines Herrn herausgeholt und fortgeworfen. Mein Herr vertraute darin ganz auf mich und wußte, daß ich mir nicht die Mühe machen würde, die zerrissenen Fäden wieder zusammenzusetzen.“

„So, so,“ nickte Sherlock Holmes, „also Seine Lordschaft erhielten öfters Briefe, die er vorsichtig zu vernichten suchte. Well, bringen Sie mir jetzt das Gewünschte.“

Es erforderte eine mehrstündige Arbeit, bis der Detektiv endlich den Brief zusammengesetzt hatte.

Dann las er:

„Mein lieber Edward!“

Bevor er weiter las, wandte er sich an den Hausmeister und fragte:

„Hieß der Lord mit Vornamen Edward?“

Der Hausmeister verbeugte sich:

„Jawohl, Mr. Holmes!“

„Gut, ich danke.“

Jetzt begann Sherlock Holmes, weiterzulesen:

„Seit mehreren Tagen haben wir Dich vergebens erwartet und bitten Dich, doch sobald als möglich zu uns zu kommen. Die Kinder haben Sehnsucht, und noch größere Sehnsucht Deine Dich liebende Frau
Hortense.“

Mehrere Sekunden starrte der große Kriminalist mit seinem scharfen, fast stechenden Blick auf die feinen Schriftzüge des Briefes, schloß dann die Augen, lehnte sich in den Sessel zurück und verfiel in tiefes Nachdenken.

Sein Gesicht nahm dabei einen wie aus Stein gemeißelten, harten Ausdruck an.

Schweigend stand Harry Tagon zur Seite des Sessels, in dem der Meister saß, und gab dem Hausmeister durch ein Zeichen zu verstehen, daß er ihn auf keinen Fall durch eine Frage stören dürfe.

Er kannte seinen Meister nun seit Jahren und wußte, daß er in solcher Stimmung wie der jetzigen fähig war, seine Gedanken auf weite Forschungswege zu senden. Es war dann fast, als ob die Seele den Körper verließ.

Wie ein Scheintoter, starr und unbeweglich, saß Sherlock Holmes mehrere Minuten, tat dann einen tiefen Atemzug, schlug die Augen auf und sagte:

„Well, wir haben hier vorläufig weiter nichts zu suchen. Der Fall wird bald aufgeklärt sein.“ Dann wandte er sich an den Hausmeister:

„Können Sie mir die Adresse der Lady Hortense Hampton in Paris angeben?“

„Pardon, Mr. Holmes,“ erwiderte der Hausmeister, „die Gemahlin des Verstorbenen heißt nicht Hortense mit Vornamen, sondern Marguerite.“

„Ach so, ganz recht, ich wußte den Vornamen ja noch nicht. Also, dann bitte ich um die Adresse Marguerite Hamptons.“

„Darf ich es Ihnen aufschreiben, Mr. Holmes?“

„Bitte sehr.“

Während der Hausmeister die Adresse auf ein Stück Papier niederschrieb, nahm Sherlock Holmes den zusammengesetzten Brief vorsichtig von dem Tisch, legte ihn zwischen zwei Zeitungsblätter, kniffte ihn zusammen und steckte ihn in die Tasche. Dann las er die Adresse, welche ihm der Hausmeister gab:

„Lady Marguerite Hampton, Paris, Boulevard Hauffmann 16.“

Auch diese Adresse steckte er in sein Notizbuch und gab dann dem Hausmeister den Befehl, das wartende Automobil vorfahren zu lassen.

Drei Stunden später war er wieder in London, und als er in seiner Wohnung ankam, sagte er zu Harry Tagon:

„Es ist jetzt ein Uhr mittags, wir werden bis sechs Uhr schlafen. Ich bin zu müde, um frisch an die Arbeit zu gehen. Das, was vor mir liegt, ist eine schwer zu bewältigende Sache. Telephoniere aber noch, bitte, an Inspektor Clinton und sage ihm, er möge in Scotland Yard Auftrag geben, daß man mir zu sechs Uhr alles Material, das bis dahin eventuell von Londoner Detektiven in Sachen der ermordeten Frau und ihrer Kinder gefunden wurde, hierher bringe.“

Dann zog sich der Detektiv in sein Schlafzimmer zurück, warf sich dort angekleidet aufs Bett und war sofort in tiefen Schlummer versunken.

3. Kapitel.

Der zweite Diamantknopf.

Die alte Uhr auf dem Kamin des Meisterdetektivs schlug mit feinen silbernen Tönen sechs Uhr, und Sherlock Holmes war derartig trainiert, daß er, bevor die Uhr noch den letzten Schlag tat, sich erhob.

Nachdem er sich frisch gewaschen, trat er völlig ausgeruht in das Wohnzimmer, woselbst Harry Tagon an einem von der Haushälterin des Meisterdetektivs gedeckten Tische saß und auf ihn mit Tee und Fleischspeisen wartete.

Wie es die Manier des großen Meisters war, setzte er sich ohne ein Wort zu sagen Harry Tagon gegenüber und begann hastig zu essen.

Sobald er fertig war, erhob er sich und ging in sein Arbeitszimmer, woselbst ein Londoner Polizeibeamter auf ihn mit einer Aktentasche wartete.

Kaum den Polizeibeamten beachtend, nahm er die Aktentasche, öffnete sie und setzte sich zum Studium des Inhalts vor seinen Schreibtisch.

Harry Tagon war leise eingetreten und wartete im Hintergrund des Zimmers.

Jetzt wandte sich der Meister zu ihm.

„Harry, bitte, komm' her. Unsere Detektive haben doch etwas erzielt, und zwar haben sie herausbekommen, daß die unbekanntete Tote mit dem Mädchen die Frau eines Kaufmannes Forster aus der Eaststreet ist und dort Nummer 42 wohnhaft war. Polizeinspektor Clinton bittet mich, sofort zu ihm zu kommen, damit die Wohnung in meiner Gegenwart untersucht werden könne. Er hat bis jetzt noch nichts unternommen. Well, mach' dich fertig, Harry, wir wollen sofort gehen.“

In Begleitung des Polizeinspektors, den sie aus Scotland Yard abholten, begaben sie sich in einem Polizei-Automobil, dem ein zweiter Wagen mit Detektiven folgte, nach der Eaststraße, welche weit draußen in Battersea liegt.

Ein unfreundliches Arbeiterviertel, in das sie kamen. Graue, rauchgeschwärzte Häuser, ohne jeden architektonischen Schmuck, öde, langweilige Straßen, nur hier und da mit Läden von einem lebhafteren Kolorit versehen. Natürlich erregte die Ankunft der Detektive berechtigtes Aufsehen, und bald hatte sich das

Gerücht unter der Bevölkerung verbreitet, daß ein Mord geschehen sein sollte.

Auf dem Wege zur Eaststraße fragte Sherlock Holmes den Polizeinspektor:

„Wie sind Sie auf die Vermutung gekommen, daß die Tote eine Frau Forster ist?“

„Einer meiner Polizeibeamten aus Battersea erkannte sie im Schauhause,“ erwiderte der Polizeinspektor, „und einem Detektiv, den ich nach der Eaststreet schickte und der in die Wohnung der Frau Forster Einlaß haben wollte, wurde nicht geöffnet. Eine Nachbarin sagte, daß sie von Frau Forster und ihren Kindern seit vorgestern abend nichts mehr gesehen habe. Sie wundere sich bereits auch darüber.“

„Sie sagten Kindern?“ fragte Sherlock Holmes. „Wahrscheinlich stimmt es dann nicht. Denn die Tote war ja mit ihrem Mädchen zusammen.“

Verwundert blickte der Polizeinspektor auf den Meisterdetektiv.

Das, was der sagte, war richtig. Daran hatte er noch nicht gedacht. Das war nicht zu verstehen, und er fragte deshalb:

„Was meinen Sie mit Ihren Worten, Mr. Holmes?“

„Genau das, was ich sagte, mein lieber Inspektor.“

„Es wird stimmen solange wie es nicht stimmt. Die Sache wird ein doppeltes Gesicht tragen. Ich glaube, wir haben eines der interessantesten Geheimnisse von London vor uns, und die Lösung habe ich bereits in meinem Kopfe.“

Der Polizeinspektor erlaubte sich nichts darauf zu sagen. War jetzt aber neugierig, etwas über den mysteriösen Mord an Lord Hampton zu hören.

„Sie waren in Castel Hampton, Mr. Holmes? Wie ich aus den Zeitungen erfahren habe, sind die Vorfälle, welche den Tod des Lords begleiten, geradezu rätselhafter Art.“

„Es sind oftmals Rätsel, welchen wir in unserem Beruf begegnen, mein lieber Inspektor. Aber da jedes Rätsel lösbar ist, so hoffe ich, daß es uns gelingen wird, auch das Rätsel des Lords Hampton zu enthüllen.“

Bei diesen Worten hielt das Automobil vor dem gewünschten Hause, und Sherlock Holmes sowie seine Begleiter stiegen aus.

Die Wohnung, welche sie besuchten, lag im Hofe und bestand aus zwei Stuben, Küche und Korridor.

Da sie auf ihr Klingeln keinen Einlaß erhielten, so mußte einer der Polizeibeamten mit seinen Dietrichen die Tür öffnen.

In einen sauber gehaltenen Flur traten sie ein, sorgfältig aufgehängt sahen sie Mäntel und Kindersachen. Eine Gasampel, welche von der Decke herabhängte, wurde von Sherlock Holmes angezündet, und jetzt konnten sie bei deren Licht in die zur linken Seite des Flurs gelegene Küche sehen, welche gleichfalls in sehr sauberem Zustand gehalten war.

Aber nichts Auffälliges war bis jetzt zu entdecken.

Auch in der Küche ließ Sherlock Holmes Licht machen, und nun ging er vom Flur nach rechts und betrat das Wohnzimmer, an welches ein Schlafzimmer ließ.

Dieses Wohnzimmer, dessen Fenster zum Hof gingen und deren Holzläden fest geschlossen waren, boten gleichfalls nichts Außergewöhnliches.

Nur, daß noch nicht der Abendbrottisch abgeräumt war und man deutlich sehen konnte, wo die Frau gegessen hatte — Sherlock Holmes stützte, — da war für zwei Kinder gedeckt.

Hastig ging er ins Schlafzimmer.

Dort hatte ein Kampf stattgefunden. Die Betten waren herausgenommen, ein Nachttisch umgestoßen, aber weiter nichts zu entdecken.

Nicht ein einziger Blutspritzer oder sonst etwas.

Und doch sah Sherlock Holmes mehr als die ihn begleitenden Beamten. Er entdeckte, daß im Wohnzimmer ein Teppich, der dort gelegen hatte, fehlte, und daß in diesen Teppich wahrscheinlich die Unglücklichen eingeschneürt und fortgeschafft waren.

Das Fortschaffen war leicht gewesen.

Denn die Küche, welche an der Hinterseite des Gebäudes lag, führte mit ihren Fenstern auf einen jener kleinen schmalen Kanäle, die direkt in die Themse münden.

Hier hatte unbedingt ein Boot dicht unter den Fenstern gehalten, und der Mörder hatte die Unglücklichen, welche in dem Teppich eingewickelt waren, aus dem Fenster hinaus in das Boot gleiten lassen.

Das war für Sherlock Holmes der einfache klare Tatbestand.

Jetzt begann er eine Durchsuchung der Wohnung und öffnete einen kleinen Schreibtisch, der merkwürdigerweise kostbare kleine Bronzen als Schmuckgegenstände trug und dessen Tintenfaß, wie der große Detektiv sah, aus echtem Gold bestand.

Das war seltsam.

Wie kam eine Frau, welche doch anscheinend in sehr einfachen Verhältnissen lebte, zu solcher Kostbarkeit? Dann schlug Sherlock Holmes ein Notizbuch auf, wie es die Frauen für ihre Wirtschaftsausgaben gebrauchen, blickte prüfend auf die Schriftzüge und wieder zuckte das feine, verständnisvolle Lächeln um seinen hageren Mund. Aus seiner Brusttasche nahm er den zusammengesetzten Brief, verglich noch einmal beide Schriftzüge und sagte zu Harry Taron:

„Harry, schau einmal her. Was hältst du von diesen beiden Schriftproben?“

Harry Taron sah forschend auf die ihm gezeigten Bogen, verglich und sagte:

„Das hat dieselbe Hand geschrieben, Meister.“

„Ganz richtig, mein lieber Harry. Es ist sogar dieselbe Tinte.“

„Wie kommen Sie zu dem Brief, Mr. Holmes?“ fragte Inspektor Clinton.

„Er stammt aus dem Pelz des Lords Edward Hampton. Wollen Sie einmal durch einen Beamten die Flurnachbarin rufen lassen? Ich habe einige Fragen an sie zu richten.“

Während ein Beamter fortging, nahm Sherlock Holmes das Wirtschaftsbuch an sich und steckte es mit dem Brief zusammen in seine Tasche.

Dann öffnete er den Schreibtisch und sah, daß verbrecherische Hände hierin gewühlt hatten.

Da war nichts, auch nicht das geringste Stück Papier, weder ein Brief noch sonst etwas.

Hastig ging Sherlock Holmes zu dem Kamin hin und sah auf den Feuerplatz.

Es war umsonst. Verbrannt war in dem Kamin nichts.

Und doch sah er, daß in den Schreibtischfächern eine große Anzahl von Sachen gelegen haben mußte. Dafür hatte also der unbekannte Verbrecher ein besonderes Interesse gehabt.

Noch einmal durchforschte Sherlock Holmes das Schlafzimmer, kroch auf den Knien über den Boden, und plötzlich hielt er einen Knopf in der Hand.

Mit forschenden Augen betrachtete er dieses Fundstück, hielt es in der linken Hand, so daß Harry Taron und die anderen Beamten es sehen konnten, nahm dann aus seiner Westentasche einen anderen Knopf und hielt ihn dagegen. Er erkannte, daß beide Knöpfe genau von gleicher Art waren.

„Du siehst, Harry,“ sagte der große Detektiv, „daß sich die Rätsel mehr und mehr verdichten. Dieser Knopf stammt aus dem Oberhemd des getöteten Lord Hampton, und dieser andere, den ich hier fand, der stammt aus dem zerrissenen Knopfloch des Lord Hampton. Daraus wäre vieles zu folgern.“

Fast atemlos blickten die Polizeibeamten auf den großen Meisterdetektiv, der da einen so wichtigen Fund gemacht hatte.

„Erstens einmal, Harry, wäre jetzt darüber nachzudenken, ob es noch irgendwo in der Welt solche ähnlichen Knöpfe geben könnte, da es altertümliche Stücke sind, in einer ganz merkwürdigen Fassung und eigenartig im Schliff der Steine. Da behaupte ich: nein. Diese Knöpfe existieren nur einmal!“

Wenn wir das als richtig annehmen, mein lieber Harry, so wäre zweitens zu überlegen: sind die Mörder des Lords Hampton dieselben wie der der sogenannten Frau Forster? Unbedingt müssen sie es sein. Beweis: die beiden Knöpfe.

Drittens wäre jetzt folgendes zu überlegen: Die Leiche der Frau Forster nebst Kind fand ich gegen elf Uhr abends. Um dieselbe Zeit aber soll laut Aussage des Hausmeisters, Lord Hampton nach Hause gekommen sein. Es ist also unmöglich, daß die Mörder zuerst ihn töteten, dabei den Knopf mitnahmen, dann hierhereilten und bei der Ausführung dieses Verbrechens den Knopf des Lords Hampton verloren.

Ich folgere also, daß Lord Hampton bei diesem Verbrechen seine Hand im Spiele hatte und daß der Knopf bei dem Kampf, den die Unglückliche um ihr Leben geführt, von ihr aus seinem Oberhemd herausgerissen wurde. Folglich ist nach meiner vollen Ueberzeugung Lord Hampton der Mörder dieser Frau und des Kindes. Das kann auch mit der Zeit übereinstimmen. Es ist ja nicht gesagt, daß der Mord erst um elf Uhr geschah. Es ist vielmehr anzunehmen, daß er zwischen sieben und acht Uhr abends ausgeführt

wurde, und daß erst später, damit jede Aufmerksamkeit vermieden würde die Mithelfer des Lords Hampton die Opfer auf die Themse hinaus schafften, um sie dort zu versenken. Bei diesem Geschäft haben wir sie gestört, so daß sie den Teppich nicht mehr mit Steinen oder einem Anker beschweren konnten und wir ihn mit den Opfern treibend auffischten.“

Fast atemlos hatten Harry, der Inspektor Clinton und die übrigen Beamten auf die seltsamen Enthüllungen des Meisterdetektivs gelauscht.

„Sie meinen also wirklich, Mr. Holmes,“ sagte Inspektor Clinton, „daß der vornehme Lord Hampton hier ein gewöhnlicher Mörder gewesen wäre?“

Der geniale Kriminalist blickte ihn fest an und sagte:

„Jawohl, Inspektor Clinton. Lord Hampton, der jetzt bereits dem irdischen Richter entzogen ist, wird von mir angeklagt, hier das Verbrechen eines dreifachen Mordes begangen zu haben. Es handelt sich jetzt darum, diejenigen aufzufinden, welche ihm bei diesem Verbrechen hilfreiche Hand geleistet haben.“

„Das ist ungeheuerlich,“ sagte Inspektor Clinton. „Lord Hampton gehörte zu den einflussreichsten und angesehensten Männern Londons.“

„Deshalb konnte Lord Hampton doch durch irgendwelche Umstände gezwungen sein, ein Schurke zu werden. Doch jetzt werde ich die Nachbarin, welche dort im Zimmer wartet, einmal über die näheren Verhältnisse dieser Familie befragen.“

Er wandte sich zu der älteren Frau, welche angstvoll bei dem Beamten auf ihn wartete.

„Setzen Sie sich, liebe Frau,“ sagte Sherlock Holmes und bot ihr einen Stuhl an, während er sich ihr gegenüber setzte, „ich habe einige Fragen an Sie zu richten.“

Die Frau setzte sich, und Sherlock Holmes ersuchte sie zuerst um ihren Namen.

„Ich bin die Witwe Mary Newton und wohne seit zehn Jahren hier im Hause. Ich habe eine Pension, mein Mann war Steuermann in der englischen Marine.“

Harry Taron, welcher sein Notizbuch genommen und stets derartige Unterhaltungen stenographisch niederschreiben mußte, stand hinter Sherlock Holmes und notierte.

„Seit wie lange,“ fragte Sherlock Holmes, „kann-ten Sie diese Frau Forster und ihre Kinder?“

„Seit acht Jahren.“

„So, so,“ nickte der Detektiv, „also seit acht Jahren. Solange wohnte die Familie in dem Hause?“

„Jawohl, Mr. Holmes!“

„Wieviel Kinder waren in der Familie?“

„Ein neunjähriges Mädchen namens Eveline und ein fünfjähriger Knabe namens Edward.“

Sherlock Holmes blickte zu Harry Tagon hin.

Beide hatten denselben Gedanken:

Wo mochte der Knabe sein? —

War er auch getötet worden?

Sherlock Holmes meisterte sein Erstaunen und erkundigte sich:

„Kannten Sie den Kaufmann Forster?“

Die Witwe nickte mit dem Kopf und bejahte.

„Wie sah der Mann aus?“

„Er war ein schlanker Herr in Ihrer Größe, trug einen kleinen blonden Schnurrbart und ging stets sehr elegant gekleidet.“

„Kannten Sie die Farbe seiner Augen?“

„Jawohl, Mr. Holmes. Ich habe mehrmals für die Familie Besorgungen machen müssen und oftmals mit dem Herrn Forster gesprochen, er hatte graue Augen.“

„Haben Sie dabei seine Hände beobachtet?“

„Jawohl, Mr. Holmes. An seiner rechten Hand trug er einen wunderschönen Ring. Ich habe aber nie geglaubt, daß der Ring echt sein könne; denn wer einen solchen großen Diamanten trägt, der ist so reich, daß er nicht hier in Battersea zu wohnen braucht.“

„Wie lebten die Eheleute miteinander?“

„Meiner Ansicht nach, sehr glücklich, Mr. Holmes. Die Frau sowohl wie die Kinder hingen mit größter Zärtlichkeit an dem Mann.“

„Well, war dieser Mann, der Mr. Forster, oftmals von Hause fort?“

„Jawohl, denn das mußte er.“

„Warum?“

„Er war, wie er mitteilte, Geschäftsreisender für eine größere Wollfirma am Strand, und war manchmal tagelang, ja sogar manchmal wochenlang von Hause fort.“

„Wann sahen Sie ihn zum letztenmal?“

Die Frau antwortete nach einigen Sekunden:

„Vor einer Woche.“

„Haben Sie vorgestern Abend in der Zeit zwischen sechs bis elf Uhr abends hier verdächtige Geräusche vernommen?“

„Es war alles still, Mr. Holmes.“

„Gehet Ihre Küche auch auf den kleinen Kanal an der Rückseite des Gebäudes?“

„Jawohl, und — da habe ich allerdings etwas gehört, einige Schiffer oder Seeleute haben sich dort einige Minuten gezanft.“

„Wissen Sie, um wieviel Uhr das war?“

„Das kann gegen zehn Uhr oder gegen ein halb elf gewesen sein. Ich wollte schlafen gehen und sah vorher noch in der Küche nach, ob das Feuer im Herd brannte, da ich mir noch etwas warmes Wasser machen wollte, und da hörte ich den Streit.“

„Genauer haben Sie nicht gehört?“

„Nein, Mr. Holmes. Man ist froh, wenn man sich nicht näher mit dem Seevolk abzugeben braucht; ich bin dann schlafen gegangen.“

Sherlock Holmes reichte der Frau die Hand und sagte:

„Ich danke Ihnen, Mrs. Newton. Sie werden weitere Zeugenansagen vor dem Richter machen müssen.“

Dann erhob er sich und ging noch einmal ins Schlafzimmer.

Hier zog er an der Frisiertoilette die Kästen auf und fand, was er suchte, nämlich Bürsten und Kämme, in welchen Haare steckten. Die schlug er vorsichtig in ein Blatt Papier, gab es Harry Tagon, nahm aus seiner Brusttasche die bei dem toten Lord Hampton in dessen Visitenkartentafche gefundene Haarlocke, gab die gleichfalls Harry Tagon und sagte:

„Damit eilst du sofort zu dem Gerichtschemiker Dr. Webster. Sagst ihm, er möchte noch heute in der Nacht eine Untersuchung darüber anstellen, ob die Haare, welche er in den Kämmen und Bürsten findet, mit diesen Haaren eine Ähnlichkeit besitzen. Dann kommst du zu mir nach Hause.“

Jetzt wurde die Wohnung gleichfalls versiegelt.

Sherlock Holmes begab sich über den Hof zurück zu dem wartenden Automobil.

Auf dem Wege dorthin fragte ihn Inspektor Clinton:

„Glauben Sie Licht in den Fall bringen zu können, Mr. Holmes?“

„Unbedingt, Inspektor Clinton. Trotzdem hier ein tiefes Geheimnis zu enthüllen ist.“

Bevor ich aber die Wohnung verlasse, werde ich sie einer gründlichen Durchsuchung unterziehen.“

Er öffnete die Schränke, fand die Wäsche und Kleider wohlgeordnet und nichts Bemerkenswerthes.

Dann ging er wieder ins Schlafzimmer und entdeckte hier eine niedrige Tapetentür, die fest geschlossen war.

Er öffnete sie und sah in einem kleinen dunklen Raum, in welchem ein Korb stand und allerlei schmutzige Wäsche lag.

Schon wollte er, ohne den Korb zu öffnen, die Tür wieder schließen, als ihn ein Knarren in dem Korb stutzig machte.

Wie der Blitz sprang Sherlock Holmes zu dem Korb, öffnete ihn und sah die angstvollen Augen eines Knaben, der, nur mit einem Nachthemden bekleidet, in einer Ecke hauchte. —

Als sich Sherlock Holmes bückte, um den Kleinen emporzuheben, begann derselbe mit den Fäusten nach ihm zu schlagen und zu schreien:

„Du bist ein Räuber, — laß' mich leben, — bitte, tu mir nichts.“ —

Der Detektiv nahm den furchtzitternden Knaben empor. Erstaunt eilten die Polizeibeamten hinzu, und deren Uniform war es, die der Kleine anscheinend gut kannte und die ihm Vertrauen einflößte.

Er wollte durchaus von Sherlock Holmes fort zu Polizeinspektor Clinton.

Erst als ihn dieser auf dem Arm hatte, beruhigte er sich, legte die Arme um dessen Hals und fühlte sich geborgen.

Das war der überraschendste Fund, den Sherlock Holmes machen konnte.

Man zog den Kleinen an, so gut es ging, die Flurnachbarin mußte ihm ein Glas heiße Milch bringen und etwas Kuchen, und allmählich gelang es, den verängstigten, durch die Ereignisse der Nacht völlig verstörten Knaben soweit zur Ruhe zu bringen, daß Polizeinspektor Clinton, zu dem er nun einmal Vertrauen gefaßt hatte, ihn ausfragen konnte.

Da hörte nun Sherlock Holmes aus der Erzählung des Kleinen, daß er in der Nacht aufgewacht wäre, weil die Mama aufgeschrien hätte, und dann hätte er gesehen, wie ein Mann, der ganz schwarz im Gesicht ausgesehen, die Mama an den Hals gepackt, und wie seine Schwester der Mama zur Hilfe geeilt wäre.

Da hätte er solche Furcht bekommen, daß er in der dunklen Kammer in den Korb gekrochen war. Da

hätte er nun gewartet und Angst gehabt, daß der Räuber noch in der Wohnung wäre.

Der Kleine wußte nicht, daß er seine Mutter und Schwester nie wieder sehen würde.

Sherlock Holmes, der ihm aus der Kuchendüte zu essen gab, bemühte sich gleichfalls, das Vertrauen des Kleinen zu erlangen, und als dieser sah, daß ihm der große, hagere Mann nichts Böses tat, wurde er zutraulicher.

Dann erklärte Polizeinspektor Clinton, daß er den Jungen vorläufig seiner Frau mit nach Hause nehmen würde, damit er dort die nötige Pflege habe.

Neußerst befriedigt von dem Erfolg, kehrte der Detektiv ebenfalls nach Hause zurück und wartete auf Harry Tagon.

4. Kapitel.

Auf der Fährte.

In der folgenden Nacht setzte sich Sherlock Holmes mit Harry Tagon in sein Arbeitszimmer, nahm einen großen Bogen Papier und einen der langen Bleistifte, die er zum Schreiben liebte, und begann in seiner Weise alle die Anhaltspunkte zusammenzutragen, die auf die Verbrechen Bezug hatten.

Gar merkwürdig sah dieser bedeckte Bogen zuletzt aus. Ein Stadtplan von London und ein Fahrplan des Londoner Automobilklubs, in dem die nächsten Wege mit Kilometern und Fahrzeiten angegeben, sowie ein Kursbuch mußten ihm Hilfe leisten, und er stellte daraus zusammen, daß, wenn Lord Hampton nach Aussage des Hausmeisters in seinem Schloß ungefähr gegen elf Uhr eingetroffen war, daß er sehr wohl noch gegen acht Uhr sich in London befunden haben konnte. Denn dagegen, daß Lord Hampton der Mörder der Frau und des Kindes war, gab es für den Meisterdetektiv keinen Zweifel.

Jetzt hieß es nur noch, die Beweggründe der schrecklichen Tat zu finden und seine Mithelfer ausfindig zu machen.

Sherlock Holmes nahm die Fundobjekte, welche er zu sich gesteckt hatte, aus der Tasche und legte sie gleichfalls auf den Tisch.

In erster Linie nahm er das Wirtschaftsbuch der Getöteten, der sogenannten Frau Forster.

Es war kein gewöhnliches Buch, wie man es in den billigen Papierläden der Eaststreet kauft, sondern

ein Buch, wie man es sonst nur dazu benutzt, um Erinnerungen einzuschreiben.

Ursprünglich hatte es wohl auch diesem Zwecke gedient denn mehrere Seiten waren im Anfang aus dem Buch herausgerissen.

Dann begann die erste Seite mit den täglichen Haushaltsausgaben, welche die Frau aufgesetzt hatte.

Dabei fiel zuerst Sherlock Holmes etwas von Wichtigkeit in die Augen, und das war, daß die Frau jedesmal das Datum des betreffenden Tages hierauf bezeichnet hatte.

Die Seite fing an datiert 11. März 1909. Also ein Jahr zurück.

Seite für Seite war mit der feinen, eleganten Handschrift angefüllt, und noch die Ausgaben des letzten Tages waren vermerkt.

In diesen Ausgaben interessierte Sherlock Holmes besonders der Verbrauch von Fleisch und Delikatessen.

Da fand sich zum Beispiel Trüffelwurst, die häufig wiederkehrte.

Eine Delikatesse, welche die Engländer, und speziell die Londoner, nur in den vornehmen Kreisen genießen.

Sherlock Holmes machte sich darüber eine Notiz, welche bezwecken sollte, von dem Hausmeister des verstorbenen Lords Hampton zu erfahren, ob dieser ein Liebhaber solcher Wurst war.

Nach den Ausgaben kamen einige leere Seiten, und jetzt, — schon wollte Sherlock Holmes das Buch in der Meinung, es kämen nur noch leere Seiten, aus der Hand legen, als er mit einem Ausruf des Erstaunens mehrere eng beschriebene Blätter vorfand.

Harry Tagon war durch den Ausruf aufmerksam geworden, stand leise von seinem Sessel auf und blickte dem Meister über die Schulter.

Da stand folgendes eng geschrieben:

„Ich weiß manchmal gar nicht, wie mir der Kopf steht. Edward ist von den sonderbarsten Stimmungen, derartig nervös und eigentümlich, daß ich immer fürchte, er habe irgend etwas Schlimmes vor mir zu verbergen. Mein Gott, was mag es nur sein?“

Weder ich, noch die Kinder können ihm doch eine Last sein, denn wie er mir jedesmal versichert, verdient er sehr gutes Geld und hat sogar auf der Bank für den Notfall ein kleines Vermögen gespart.

Was mag es nur sein?“

Dann kam ein Abschnitt, und hier stand:

„Heute war der Geburtstag unseres kleinen Edward. — Leider war sein Vater nicht anwesend. Er mußte wieder weit fort auf der Reise sein. Das Leben einer Frau, deren Mann soviel unterwegs zu tun hat, ist nicht schön. Der Kleine marterte mich den ganzen Tag und fragte immer wieder, wo nur der Papa bleibt, um den Geburtstag mitzufeiern.

Als er sah, daß ich weinte, küßte er mich und sagte:

„Wenn ich groß bin, Mama, dann gehe ich niemals von dir fort, da darfst du nie weinen.“

• Es ist zu traurig, das weiß der kleine, fünfjährige Mann schon, daß ich betrübt bin, und zwar deswegen, weil sein Vater nicht zu Hause ist.“

Wieder folgte ein Abschnitt, und jetzt kam das wichtigste:

„Heute ist mein Hochzeitstag.

Heute vor zehn Jahren heiratete ich Edward in Worcester. Er versprach, mich zur glücklichsten Frau zu machen. Bin ich das wirklich geworden?“

Gewiß, ich will nicht undankbar sein. Wir haben zwei reizende Kinder, — ich bin gesund und Edward gleichfalls. Sein Verdienst ist reichlich, und wir könnten, falls wir nicht, wie Edward sagt, ein kleines Vermögen sparen wollten, in einem besseren Stadtviertel wohnen. Der Kinder wegen wünsche ich es, denn die Luft ist hier abscheulich. Ich hege oftmals Furcht, daß sie sich eine Krankheit holen. Edward versprach mir, daß wir nur noch ein Jahr hier wohnen wollen. Heute will er am Abend von der Bahn kommen, und ich hätte ihn am liebsten abgeholt, aber er konnte nicht den Zeitpunkt bestimmen.

Nun ist er nicht gekommen, und statt dessen ein Telegramm, daß er erst morgen eintrifft. Dabei ist er gar nicht weit von London und hält sich in Hampton auf.“

Ein neuer Abschnitt:

„Zur Feier unseres Hochzeitstages waren wir mit den Kindern im Zoologischen Garten, dort hat Edward den Kindern alle Tiere gezeigt. Es war ein wunderschöner Tag. Aber eine große Seltsamkeit habe ich heute entdeckt, die mich stutzig macht. Ein Herr trat auf uns zu im Zoologi-

sehen Garten, blickte verwundert auf Edward, mich und die Kinder, zog dann tief den Hut und sagte: „Ich bin ungemein erfreut, Sie zu sehen, Lord Hampton.“

Ich sah deutlich, wie Edward errötete und zitterte.

Dann faßte er sich und sagte zu dem Herrn: „Sie irren sich. Ich muß mit demjenigen, den Sie meinen, große Ähnlichkeit haben.“

Darauf sagte der Herr:

„Dann haben Sie allerdings eine geradezu merkwürdige Ähnlichkeit. Ich bitte, mich zu entschuldigen.“

Ich sah, wie der Herr uns noch lange nachschaute, und Edward war in einer Stimmung, die mir nicht gefiel, es war, als ob die Sonne von uns fortgenommen wäre, und sobald uns jemand entgegenkam, blickte Edward scheu zu Boden, offenbar in der Absicht, nicht erkannt zu werden.

Zu Hause fragte ich ihn über diesen Vorfall, aber er gab mir nur ausweichende Antworten und erklärte mir dasselbe, was er dem Fremden im Park gesagt hatte.

Jetzt sitze ich nun hier, zerbreche mir den Kopf, was das wohl sein mag.“

Wieder ein Abschnitt, dann nur noch der kurze Vermerk:

„Jetzt ist Edward seit drei Wochen in Frankreich, morgen will er kommen. Mein Gott, wie freue ich mich.“

Sherlock Holmes hatte den Kopf in die Hand gestützt, denn seine Augen brannten förmlich von dem Interesse, das ihn beim Lesen dieser Zeilen gepackt hatte.

Das also war des Rätsels Lösung.

Harry Taron, welcher Zeile für Zeile mitgelesen hatte, atmete tief auf und sagte jetzt:

„Die Frau hat ihren Mann abgöttisch geliebt.“

„Jawohl, mein lieber Harry, und diese Liebe ist ihr Verhängnis geworden. Lord Hampton hat ein Doppelleben geführt, aus welchem Grunde, ist mir noch völlig unerklärlich. Aber ich glaube, daß wir jetzt der endgültigen Lösung der rätselhaften Affäre bedeutend näher gekommen sind.“

Telegraphiere jetzt einmal sofort nach Worcester und bitte dort um einen Auszug aus dem Heiratsregister.“

Sherlock Holmes sah noch einmal in das Buch, um das Datum des Hochzeitstages, wenn möglich, festzustellen.

„Also, hier steht es, Harry, den 10. April 1899 oder 1900! Edward Forster und Hortense, deren Familienname mir nicht bekannt ist.“

Während Harry Taron forteilte, um telephonisch das Telegramm zu befördern, las Sherlock Holmes noch einmal, sich genau jedes Wort einprägend, das kleine Buch der Verstorbenen durch.

Dann, trotzdem es spät in der Nacht war, ließ er sich eine telephonische Verbindung nach Hampton geben, und rief dort, als er die Verbindung hatte, den Hausmeister an das Telephon.

„Ich habe eine Frage an Sie zu richten,“ sagte der Detektiv durch das Telephon. „Geben Sie bitte Auskunft, falls Sie es wissen: wann hat Lord Hampton geheiratet?“

„Das vermag ich Ihnen genau zu sagen, Mr. Holmes,“ tönte es zurück, „das war am 15. Juni des Jahres 1904.“

„Schreib' das auf, Harry,“ wandte sich Sherlock Holmes zu Harry, „den 15. Juni 1904 Ehe des Lord Hampton mit Marguerite de Biffonville.“

„Können Sie mir sagen, wo die Heirat stattgefunden hat?“

„Yes, Sir, in Castel Hampton.“

„Ich danke sehr. Und nun noch eine Frage: Hat Lord Hampton eine Vorliebe für eine gewisse Delikatesse, nämlich Trüffelwurst, gehabt?“

„Jawohl, — der Lord, welcher seine Jugend in Frankreich verlebte, hatte große Vorliebe dafür. Woher wissen Sie das, Mr. Holmes?“

„Das werde ich Ihnen ein andermal erzählen. — Vorläufig danke ich Ihnen sehr. Gute Nacht!“

Sherlock Holmes hing das Telephon an und ging mit seinen langen Beinen, große Schritte nehmend, durch das Zimmer auf und nieder.

Endlich blieb er wieder vor dem Tisch stehen, machte auf dem großen Bogen Papier noch einige Vermerke und sagte dann zu Harry Taron:

„Es steht also mit voller Bestimmtheit jetzt fest, daß Lord Edward Hampton tatsächlich derjenige ist, welcher unter dem Namen Forster im Jahre 1899 oder 1900 eine erste Ehe geschlossen hat und, ohne geschieden zu sein, eine zweite Ehe im Jahre 1904 am 15. Juni eingegangen ist. Daraus erklärt sich sein scheues Wesen, die Furcht, von jemand erkannt zu werden,

falls er mit Hortense, seiner ersten Frau, und deren Kinder sich in London sehen ließ, und wahrscheinlich sogar ist dieses Verhängnis der Doppelehe des Lords die Ursache zu dem grausigen Verbrechen, dessen er sich schuldig gemacht hat.“

Auch Harry Taron war dieser Meinung und sagte:

„Es wird alles so fein, Meister, wie Sie es entwickelt haben. Nun verstehe ich nur nicht, warum Lord Hampton erst seine Frau und die Kleine getötet hat und dann in Castel Hampton selbst getötet wurde. Oder sollten Sie sich etwa täuschen, Meister, und Lord Hampton hat doch selbst Hand an sich gelegt?“

„Ausgeschlossen, mein lieber Harry, trotzdem sich vielleicht ein Londoner Detektiv, miteingeschlossen unser Polizeinspektor Clinton und seine Kollegen, von der Affäre in Castel Hampton hätten täuschen lassen und unbedingt schwören würden, daß der Lord sich selbst das Leben genommen habe. No, Harry, dort in Castel Hampton ist ein Mord verübt, den allerdings Lord Hampton nicht erwartet hat.“

„Das verstehe ich nicht, Meister. Sie sprechen soeben, als ob Lord Hampton etwas Aehnliches hätte erwarten können.“

„Falls er scharfsichtiger gewesen wäre, ja. Denn meiner Ansicht nach hat er den Verbrecher, — denn es handelt sich nur um einen, — selbst in das Schloß hineingelassen. Er mußte mit diesem Mann irgend eine Auseinandersetzung haben, und wahrscheinlich sogar mit demjenigen, welcher ihm in Eastend bei dem Verbrechen Hilfe geleistet hat. Das wäre jetzt der letzte Punkt, den wir zu erforschen hätten. Damit denke ich, hätten wir heute Nacht genug gearbeitet; ich werde jetzt der Ruhe pflegen, um dann morgen zur frühesten Stunde mich an die Arbeit zur Aufklärung dieses Verbrechens zu machen.“

Am nächsten Morgen war das erste, was eintraf, das Resultat der Untersuchung des Gerichtschemikers über die von ihm angestellte Untersuchung der ihm von Holmes übergebenen Haarproben.

Das Resultat lautete, daß die vom Meisterdetektiv in der Tasche des getöteten Lord Hampton gefundene Haarlocke von denselben Haaren wäre, wie sie die getötete Lady Forster besaß.

Dann traf eine Stunde später aus Worcester die Abschrift des Heirats-Certifikates von Edward Forster mit Hortense Level aus Stamford ein. Sie war laut dieses Certifikates am 25. November des Jahres 1880 geboren, und zwar in Stamford. Der Stand ihres

Vaters war der eines Lehrers, der noch lebte, als die Ehe geschlossen wurde.

Jetzt jagte Sherlock Holmes sofort ein dringendes Telegramm nach Stamford an die dortige Polizeibehörde, um Auskunft ersuchend, ob der Lehrer Level noch heute lebe oder wann er gestorben sei. Falls letzteres der Fall, erbäte Sherlock Holmes die genaue Adresse von irgend welchen Verwandten oder Bekannten des Lehrers Level.

Zwei Stunden später kam eine Depesche zurück, die besagte, daß der Lehrer vor zwei Jahren verstorben sei und sein Bruder, Anton Level, ein Kaufmann, noch in Stamford lebe.

Es währte vielleicht nur eine Minute, so hatte der Detektiv seinen graufarierten Reisemantel und die Mütze zur Hand, wandte sich an Harry Taron und sagte:

„Du wirst hier bleiben und etwaige Telegramme oder Telephongespräche von mir empfangen und erledigen. Ich reise mit dem nächsten Zuge nach Stamford. Ich hoffe bestimmt, am Abend zurück zu sein.“

* * *

Es war gegen nachmittags zwei Uhr, als Sherlock Holmes in dem Landstädtchen anlangte.

Es war keine direkte Bahnverbindung vorhanden, und Sherlock Holmes hatte den Weg von der Bahnstation dorthin zu Fuß zurücklegen müssen.

Bald hatte er den alten Kaufmann, den Bruder des verstorbenen Lehrers, aufgefunden, und nachdem er sich vorgestellt, war der Mann bereit, ihm über alles Auskunft zu geben, was er wußte.

Da hörte er denn nun, daß vor ungefähr elf Jahren ein junger Mann, den er nicht für einen Kaufmann gehalten, nach Stamford gekommen wäre, um sich dort einige Zeit zur Erholung aufzuhalten. Dieser Betreffende sei dann der Gatte der Tochter seines Bruders geworden. Sein Bruder hat die Ehe nicht als eine glückliche angesehen und oftmals Briefe von seiner Tochter aus London erhalten, die sehr traurig gewesen wären. Mehr vermochte er aber auch nicht zu sagen.

Dann fragte Sherlock Holmes ihn, ob er vielleicht aus dem Nachlaß seines Bruders irgend welche Photographien besäße.

„Die habe ich,“ sagte der Kaufmann, „und auch Briefe, welche das junge Ehepaar gemeinschaftlich an uns geschrieben.“

Er ging an seinen altmodischen Schreibsekretär und entnahm ihm mehrere alte Photographien, darunter eine solche, welche das Brautpaar darstellte.

Sherlock Holmes nickte zustimmend mit dem Kopf, als er diese Photographie in Händen hielt.

Das war tatsächlich der junge Lord Hampton und die unglückliche Frau, die er unter dem Namen Forster geheiratet hatte.

Auch Briefe, welche Lord Hampton an seinen Schwiegervater geschrieben hatte, zeigten deutlich erkennbar und unverstellt die Handschrift des Lords.

Sherlock Holmes nahm die Sachen an sich, ließ dann einen Wagen besorgen und fuhr zur Eisenbahnstation zurück.

Es war acht Uhr abends, als er wieder in seiner Wohnung anlangte.

Dort hatte Harry Taron eine neue Nachricht für ihn, und die lautete: der Hausmeister von Castel Hampton habe telephonierte, daß die Lady Hampton aus Paris in der Nacht zurückkehre.

Sherlock Holmes fuhr noch trotz der späten Abendstunde zu dem Kronanwalt des Ober-Gerichtshofes für Kapitalverbrechen und hatte mit ihm bis in die späte Nacht hinein eine Konferenz, über deren Ergebnis er Harry Taron nichts mitteilte.

5. Kapitel.

Wer ist der Mörder?

Am nächsten Morgen fuhr der Detektiv nach Castel Hampton.

Dort fand er, da der Koroner die Leiche zur Beerdigung freigegeben hatte, alles in fieberhafter Arbeit, um dem Toten ein seinem Stande gemähes Begräbnis zuteil werden zu lassen.

Ein junger Mann, den Sherlock Holmes bis dahin noch nicht kannte und der sich ihm als ein Bruder der Lady Hampton vorstellte, ordnete alles an und empfing auch den großen Detektiv.

Sobald der das gelbliche, verlebte Gesicht dieses etwa dreißigjährigen Mannes sah, hatte er das unangenehme Gefühl, einem Menschen gegenüber zu sitzen, dem man die Hand nur mit dem Handschuh bekleidet reichen sollte.

Das war auf jeden Fall ein Subjekt, dem die Ehrenhaftigkeit keine Notwendigkeit war.

„Ich bedaure sehr,“ sagte er zu dem großen Detektiv, „daß Sie sich vergeblich bemühen. Meine Schwester, wie Ihnen wohl erklärlich sein wird, vermag Sie nicht zu empfangen, denn sie ist völlig gebrochen.“

„Ich bedaure sehr, Ihrem Wunsche nicht Folge leisten zu können,“ erwiderte Sherlock Holmes, „denn ich habe mit der Lady äußerst dringend zu sprechen.“

Der junge Mann wollte noch einige Einwendungen machen, aber Sherlock Holmes erhob sich, sah ihn mit seiner kalten, starren Ruhe an und sagte:

„Es ist vergeblich, daß Sie mir eine Entschuldigung vorbringen; Sie hören, ich komme nicht als Privatperson, sondern als Polizeibeamter.“

Jetzt bequemte sich der Mann, Sherlock Holmes den Weg zu den Gemächern der Lady Hampton zu führen.

Als der geniale Kriminalist in ihren Salon trat, erhob sie sich, tief in Trauer gekleidet, aus einem Sessel, äußerst ungehalten über die Störung.

„Ich bedaure,“ sagte der unwillkommene Gast, „daß ich hier bei Ihnen eindringen muß. Aber ich habe mit Ihnen eine äußerst wichtige Unterhaltung zu führen.“

„Ich bitte aber,“ bat Lady Hampton in kaltem Ton, „sich möglichst kurz zu fassen, denn ich vermag mich kaum aufrecht zu halten.“

Sherlock Holmes betrachtete Lady Hampton, welche eine geradezu auffallend schöne Erscheinung war, über sah den ihm angebotenen Sessel und sagte:

„Ist Ihnen bekannt, Lady Hampton, daß Sie nicht die rechtmäßige Gattin des Lords Edward Hampton sind?“

Mit solchen direkten Fragen überrumpelte Sherlock Holmes oftmals die besten Verschanzungen eines Gegners.

Und auch hier war das der Fall.

Lady Hampton hatte alles andere erwartet als diese Frage.

Deutlich sah Sherlock Holmes, wie sie erbleichte und ihre schlanken, mit Diamantringen besteckten Finger sich in den Samt des Sessels eingruben.

Endlich faßte sie sich und sagte:

„Aber das ist ja lächerlich, was Sie sagen, wie kommen Sie zu einer solchen Frage?“

„Mein Name ist Sherlock Holmes, Lady Hampton, Sie werden sich denken können, daß ich nicht leichtfertig und unberechtigt eine Frage an jemand stelle.“

„Bedaure, Mr. Holmes. Ich habe ja niemals etwas davon gehört, das wäre mir völlig neu. Wie wollen Sie auch derartiges beweisen können? Einen solchen Beweis könnte kein Mensch führen, daß ich nicht die rechtmäßige Frau meines so unglücklich ums Leben gekommenen Mannes, des Lords Hampton, wäre.“

„Aha,“ dachte Sherlock Holmes. „Die Sache scheint sich doch noch anders zu drehen. Sie fragt mich, ob ich Beweise habe. Wüßte sie absolut nichts, so hätte sie mich mit Verachtung gestraft und physiologisch einen Schrecken gezeigt, mich höchstens ratlos angesehen. Statt dessen ist sie gewappnet und fragt trotz der großen Bestürzung, die sie ergriffen, ob ich Beweise habe.“

„Allerdings,“ sagte Sherlock Holmes, „habe ich keine Beweise dafür, sondern stütze mich nur auf ein Gerücht, das sich hier in der Umgegend unter der Bevölkerung verbreitet hat.“

Jetzt tat Lady Hampton, die so kühn überrumpelt war, das Dümteste, was sie tun konnte, denn sie sagte:

„Ich würde Sie für vernünftiger gehalten haben, Mr. Holmes, als daß Sie diesem Klatsch, der hier in der Umgegend herrscht und der mir auch oftmals schon zu Ohren gebracht wurde, irgend welche Bedeutung beilegte.“

Das war Sherlock Holmes neu. Ihm war von einem Klatsch derartiger Natur nichts bekannt. Er hatte das, was er gesagt hatte, nur so, wie ein Jäger eine Falle stellt, vorgebracht, und das Wild gefangen.

„Gewiß,“ verbeugte er sich lächelnd, „es ist ja nur ein Klatsch, den man hier kolportiert, aber ich mußte Sie doch deswegen fragen.“

„Es wäre nicht nötig gewesen, Mr. Holmes, mich in dem tiefen Schmerz, der mich ergriffen, mit derartigen Fragen zu belästigen. Haben Sie noch etwas?“

„Nein, — das war alles, was ich mit Ihnen zu besprechen hatte, ich bedaure, Sie gestört zu haben.“

„Ich hätte noch eine Bitte an Sie, Mr. Holmes, — ich möchte gern, daß der Polizei-Richter das Wertspind und den Schreibtisch, überhaupt das Arbeitszimmer meines verstorbenen Gatten freigibt und die Siegel entfernt.“

„Bedaure sehr, Lady Hampton, darauf keinen Einfluß zu haben. Das ist Angelegenheit des Gerichtes. Ich bin nur Detektiv.“

Er verbeugte sich, verließ das Zimmer und Castel Hampton.

Als er zu Hause anlangte, sah Harry Tagon, daß ihn ernste Gedanken bewegten.

Nach mehreren Minuten tiefen Schweigens sagte er:

„Mein lieber Harry! Es passiert ja sehr selten, daß ich mich in meinen Kombinationen als Detektiv täusche. Aber in diesem Falle ist mir doch ein Irrtum unterlaufen.“

„Und der wäre, Meister?“ fragte Harry Tagon gespannt.

„Ich muß die Behauptung zurücknehmen, lieber Harry, daß Lord Edward Hampton Mörder seiner Frau und seines Töchterchens gewesen ist.“

Ganz verwundert blickte Harry Tagon auf seinen Meister und sagte dann:

„Das, was Sie sagen, ist mir allerdings völlig unverständlich. Denn wie sollte sonst der Brillantknopf aus dem Oberhemd des Lords Hampton in seine Wohnung in der Eastside gekommen sein.“

„Das werden wir auch noch ergründen, mein lieber Harry. Aber, wie gesagt, ich gestehe offen ein, daß ich nach dem heutigen Besuch in Castel Hampton anderer Meinung geworden bin. Ich traf dort nämlich auf einen etwa dreißigjährigen Mann, einen Bruder der Lady Hampton, der machte auf mich den Eindruck eines Menschen, der zu jeder Schandtat fähig ist. Mein Gefühl sagte mir: das ist der Mann, den du suchst. Uebrigens wird sich das morgen bei dem Begräbnis des Lords Hampton wahrscheinlich alles herausstellen. Ich werde jetzt zu Polizeinspektor Clinton und von dort zum Staatsanwalt fahren, um alles weitere mit den Herren zu besprechen.“

Sherlock Holmes mußte zur Privatwohnung des Polizeinspektors Clinton fahren, da derselbe nicht mehr im Polizei-Hauptquartier anwesend war.

Nach kurzer Begrüßung sagte Sherlock Holmes:

„Mein lieber Clinton, ich übergebe Ihnen hier einige Pfund Sterling und bitte Sie, dafür morgen in aller Frühe den kleinen Lord Edward Hampton, genannt Forster, mit Trauerkleidern zu versehen.“

„Den kleinen Lord Edward Hampton?“

„Jawohl, mein lieber Kollege. Den kleinen Lord Edward Hampton, so ist nämlich der richtige Name, den ich jetzt tatsächlich für den kleinen Erben festgestellt habe.“

„Sie meinen also wirklich, daß Sie sich nicht täuschen?“

„No, Sir. Auf alle von mir vorgelegten Beweise hat mir der Kronanwalt in Verbindung mit dem Lordmayor von London bestätigt, daß Edward Forster

der legitime Sohn und Erbe des getöteten Lords Edward Hampton ist.“

„Das ist ja ungeheuer interessant, mein lieber Mr. Holmes. Dann habe ich also einen richtigen, echten englischen Lord als Gast in meiner Wohnung?“

„Das haben Sie, Herr Inspektor, und ich empfehle Ihnen die größte Vorsicht, da gerade dieser Knabe dasjenige Objekt ist, welches dem Mörder seiner Mutter noch fehlt.“

„Aber dieser Mörder ist doch tot?!“

Sherlock Holmes lächelte fein:

„Das war eine Täuschung von mir, mein lieber Inspektor. Auch ich kann mich, bevor ich nicht alle Fäden in der Hand habe, in meinen Ansichten irren.“

„So halten Sie also einen Unbekannten für den Mörder und nicht den Lord Edward Hampton?“

„Lord Edward Hampton ist ein ehrenhafter Mann gewesen und ist selbst das Opfer der Schurken geworden, die ihm das Leben genommen. Der Streich gelang ihnen vorbei, denn das, was sie wollten, die legitime Ehe und die daraus entsprossenen Erben zu vernichten, ist ihnen nicht geglückt. Den jungen Lord Edward hat eine gütige Hand des Himmels beschützt. Ich werde mich jetzt mit dem Knaben etwas unterhalten.“

Inspektor Clinton führte Sherlock Holmes in das Wohnzimmer, wo der kleine Lord mit den Kindern des Inspektors am Tische spielte.

Sie bemühten sich alle, die traurige Stimmung des Kleinen, der immer wieder nach seiner Mutter, nach seiner Schwester oder seinem Vater verlangte, zu verscheuchen.

Als der große Detektiv eintrat, stand der kleine Lord auf, ging zu ihm und sagte:

„Guten Tag, lieber Onkel Holmes, hast du meine Mutter und meine Schwester gefunden? Oder weißt du jetzt, wo mein Papa ist?“

„Das werden wir alles noch entdecken, mein lieber kleiner Edward,“ antwortete Sherlock Holmes und strich ihm begütigend und schmeichelnd mit der Hand über die blonden Locken. „Sag' mal, mein Kleiner, hat der böse Mann, der Räuber, einen schwarzen Schnurrbart gehabt?“

„Ja, ja, Onkel Holmes,“ sagte der Kleine. „Die Gaslampe brannte ja noch, und das habe ich deutlich gesehen. Auch ganz schwarze Augen hat er gehabt.“

„Glaubst du, daß du den Räuber wiedererkennst, falls du ihn siehst?“

Der Kleine nickte heftig mit dem Kopf:

„Das glaube ich bestimmt.“

„Du wirst morgen mit mir und Onkel Clinton eine Eisenbahnfahrt machen, womöglich finden wir da den Räuber. Wenn du ihn siehst, dann darfst du nicht schreien, sondern stößt mich an und sagst ganz leise zu mir: ‚Onkel Holmes, da steht er!‘“

„Das will ich tun, Onkel Holmes,“ sagte der kleine Lord. „Und du wirst ihn dann fangen und einsperren, weil er meine Mama geschlagen.“

„Aufhängen werden wir den Halunken an einem Galgen, mein Kleiner, daß er nie wieder einen anderen Menschen schlagen kann.“

Dann verabschiedete sich der geniale Kriminalist herzlich von dem Kleinen und ging mit Mr. Clinton wieder in dessen Arbeitszimmer.

Hier besprach er noch mit ihm alles Nötige, und vor allen Dingen, daß mehrere Detektive am nächsten Tage ihnen zu dem Leichenbegängnis des Lords Edward Hampton folgen sollten.

Dann kehrte Sherlock Holmes nach Hause zurück.

7. Kapitel.

Der kleine Lord.

Ganz Castel Hampton war mit Trauerfahnen geschmückt, und die große Freitreppe des Schlosses, über welche der Sarg zur Gruft getragen werden sollte, war mit schwarzen Säulern bedeckt, und große schwarze Säulen, auf denen Pechschalen flackerten, und Obelisken mit schwarzer Draperie standen zu Seiten des Trauerweges bis zur Gruft.

In dem großen Empfangssaal, der mit kostbaren Blattgewächsen geschmückt und dessen Wände gleichfalls mit Schwarz ausgeschlagen waren, stand der Sarg Lord Edward Hamptons.

Ein zahlreiches Trauergesolge hatte sich sowohl aus London, als auch aus der Umgebung eingefunden, die vornehmsten Träger englischer Namen waren vertreten.

Jetzt setzte ein hinter einer Draperie stehender Chor mit einem Trauergesang ein, und die Witwe des Lords trat, gestützt auf den Arm ihres Bruders und gefolgt von ihren Freunden, zu dem Sarg.

Sie war in so dichte Schleier gehüllt, daß es für die Anwesenden unmöglich war, ihr Gesicht zu sehen, und auch Sherlock Holmes, der sich jetzt vom Eingang

des Saales in Begleitung des Hausmeisters und gefolgt von Polizeiinspektor Clinton und mehreren Beamten in Zivil, gleichfalls zum Sarge bewegte, vermochte nicht zu sehen, ob sich im Gesicht der Witwe tatsächlicher Schmerz abspiegelte.

Sie sowohl wie ihr Bruder achteten nicht darauf, daß Sherlock Holmes an der rechten Hand einen in tiefes Schwarz gekleideten Knaben führte: den kleinen Lord Edward Hampton.

Als Sherlock Holmes mit ihm zu dem Sarge seines Vaters schritt, war leider der Bruder der Witwe unter das Trauergesolge getreten, so daß ihn der Kleine, wie es Sherlock Holmes wünschte, nicht sehen konnte.

Einen prachtvollen Rosenstrauß trug der kleine Lord als letzten Gruß für seinen Vater in der Hand, und als jetzt der Choral zu Ende gesungen und der Prediger des Schlosses die letzten Worte sprechen wollte, da trat Sherlock Holmes dicht an den Sarg heran und sagte:

„Im Auftrage des Lordmayors von London und des englischen Kronanwalts, Lord Leicester, wünsche ich, daß der Sarg des Lords Edward Hampton noch einmal geöffnet wird, damit der einzige Sohn und Erbe des Lords Edward Hampton seinen Vater noch einmal sehen kann.“

Kaum zu atmen wagte man in der vornehmen Versammlung, als diese außergewöhnlichen Worte verflungen waren.

Allen war Sherlock Holmes bekannt, und alle wußten, daß sich jetzt nicht nur ein seltsamer, sondern ein geradezu ungewöhnlicher Vorfall abspielte.

Hunderte von Augen blickten gespannt, voll Interesse, auf den kleinen Lord, der von Sherlock Holmes, Polizeiinspektor Clinton und den Detektivs wie von einer Mauer umgeben war.

Die vermeintliche Witwe, welche für einige Sekunden ihre Selbstbeherrschung verlor, hatte sich jetzt gefaßt, trat vor den Sarg und sagte zu Sherlock Holmes:

„Als Witwe und Erbin des Lord Hampton erkläre ich diesen Eingriff in meine Rechte als ein großes Verbrechen und befehle, daß man die letzte Ruhe meines so unglücklich verschiedenem Gatten nicht mehr stört und der Sarg geschlossen bleibt.“

Mit kalter Miene betrachtete Sherlock Holmes die Witwe und antwortete:

„Lady Hampton, Sie werden nicht mächtig genug sein, um den Befehlen des englischen Gesetzes Widerstand zu leisten. Es wäre wünschenswert, daß Sie sich in das Unvermeidliche fügten und mich und die begleitenden Beamten, Polizeiinspektor Clinton und unsere Detektive, nicht zwingen, Gewalt anzuwenden. Ich würde das sehr bedauern, da es sich um die heilige Ruhe eines Toten handelt. Aber als Vollstrecker des englischen Gesetzes würde es in diesem Falle meine Pflicht sein.“

Da brach Lady Hampton in ein hysterisches Gelächter aus.

Geradezu widerwärtig tönte es durch den Raum, in dem die tiefste Ruhe herrschte.

Dann kreischte sie auf:

„Ich werde mich bei dem König über Sie beschweren, Mr. Holmes. Sie haben kein Recht dazu. Und was Sie da sagen, daß der Knabe, den Sie mit sich führen, der Erbe meines verstorbenen Gatten ist, so erkläre ich das als einen Unsinn. Wagen Sie nicht, den Sarg anzurühren.“

Den meisten war diese Szene derartig widerwärtig, daß sie am liebsten den Saal verlassen hätten. Aber doch blieben sie wie gebannt auf ihren Plätzen stehen, um zu sehen, was sich noch ereignen würde.

Da gab Sherlock Holmes den ihn begleitenden Beamten einen Wink:

Zwei von ihnen traten zur Seite der Witwe, bereit, sie gegebenenfalls festzuhalten.

Der große Detektiv aber gab den im Hintergrund stehenden Sargträgern den Befehl, den Deckel abzuschrauben.

Als das geschehen war, hob er den Kleinen auf den Arm, damit er das Gesicht seines Vaters sehen könnte, und jetzt schallte die kleine Knabenstimme im größten Schmerz durch den Raum und rief

„Mein Papa, — mein Papa!“

Diese Worte packten die Versammelten derartig, daß sie so dicht herandrängten, daß Sherlock Holmes mit dem Kleinen, der das kalte Gesicht seines Vaters mit den Händen streichelte, fast Mühe hatte, zu stehen.

Dann legte der Kleine den Rosenstrauß in die Hände seines Vaters, und trotz seines lauten Jammerns mußte jetzt der Sarg geschlossen werden.

Mit dem Kleinen auf dem Arm, der sich weinend an ihn schmiegte, gab Sherlock Holmes den Befehl, den Sarg aufzuheben und zur Gruft zu tragen.

Er wollte es vermeiden, daß der Prediger noch irgend welche Worte des Trostes, die er sich für die Witwe zurecht gelegt, spräche.

Unter dem dumpfen Klang der Schloßglocken wurde der Sarg jetzt über die Treppe in den Park und zur Gruft getragen.

Dicht hinter dem Sarge schritten Sherlock Holmes und Polizeiinspektor Clinton, zwischen sich den jungen Lord führend. Im Rücken waren sie geschützt durch sechs Detektives.

Der große Kriminalist hatte diese Vorsichtsmaßnahmen getroffen, da er gewärtig war, daß jeden Moment ein heimtückischer Ueberfall auf den kleinen Lord ausgeführt werden konnte.

War er doch die Ursache, daß die Gegner Millionen, um die sie gekämpft, verloren hatten.

Vor der Gruft sprach der Prediger nur die vorgeschriebenen Einsegnungsgebete, und damit war die Zeremonie beendet.

Als die Tür zu dem Mausoleum geschlossen war, löste sich die gewaltige Spannung, welche das Trauergefolge ergriffen hatte. Man umdrängte Sherlock Holmes und begann ihn mit Fragen zu bestürmen.

Aber vergebens bemühte man sich, der erklärte bedauernd, daß er noch nicht sprechen dürfe.

Die Witwe war dem Sarge nicht gefolgt, und ebenso, wie Sherlock Holmes bemerkte, auch ihr Bruder nicht.

„Es wäre mir angenehm,“ sagte nun der Detektiv zu einigen der ihn umstehenden Lords, „falls Sie mir noch ins Schloß folgten und Zeugen wären des letzten Aktes, den ich noch in Szene setzen muß.“

Aus Standesinteresse für den kleinen verwaisten Lord, der scheu und furchtsam alle die fremden Gesichter ansah und die Augen voll Tränen gefüllt hatte, erklärte sich eine größere Anzahl Lords bereit, dem Wunsche Sherlock Holmes' Folge zu leisten.

Als sie das Schloß betraten, verlangte der Detektiv von dem Hausmeister, daß er ihn und seine Begleiter zu der vermeintlichen Witwe führe.

Der Hausmeister erklärte, daß sie sich in ihre Gemächer zurückgezogen und nach einem Arzt verlangt habe. Er glaube nicht, daß man sie sprechen könne.

Mit einem kalten Lächeln erwiderte Sherlock Holmes:

„Das englische Gesetz gibt seinem Vertreter das Recht, selbst das Gelaf des Königs wider seinen Wil-

len zu betreten. Wir haben nichts zu respektieren, außer was das Gesetz von uns verlangt.“

Als sie in die obere Etage kamen und ein Diener ihnen die Flügeltüren zu einem Salon öffnete, trat endlich Sherlock Holmes demjenigen entgegen, den er suchte, nämlich dem Bruder der Lady Hampton.

Und jetzt geschah das, was der Meisterdetektiv gehofft hatte.

Den letzten Beweis, den er noch brauchte, erhielt er.

Kaum hatte der kleine Lord den Fremden gesehen, der Sherlock Holmes erklären wollte, daß die Lady Hampton nicht zu sprechen wäre, da schrie der Knabe wild auf, klammerte sich angstvoll an Polizeiinspektor Clinton und vergaß, das zu tun, was der Detektiv ihm eingepägt hatte.

Furchtzitternd suchte er Schutz bei dem Polizeiinspektor und rief:

„Der Räuber, — der Räuber!“

Eine Sekunde starrten sich Sherlock Holmes und der überraschte Verbrecher an.

Deutlich sah der geniale Kriminalist, wie es in den schwarzen, stechenden Augen des Verbrechers voller Haß aufleuchtete, und jetzt, als er eine Bewegung zu seiner Hosentasche machte — eine Bewegung, welche der Meisterdetektiv aus hunderten von Fällen kannte, sprang er mit seinen langen, hageren Beinen mit einem Satz auf ihn zu, hielt seine Hände fest und rief den ihm folgenden Detektivs zu:

„Fesselt ihn!“

Klick-klack machten die Stahlspangen, welche die Detektivs um die Handgelenke legten.

Zähneknirschend, mit wutblitzenden Augen starrte der Ueberrumpelte auf Sherlock Holmes und begann mit gräßlichen Flüchen zu toben.

Der aber kümmerte sich vorläufig nicht weiter um ihn, sondern beorderte zwei Detektivs zu seiner Bewachung und sagte zu seiner Begleitung:

„Gehen wir weiter, meine Herren. Es gilt noch einen Weg zu Lady Hampton.“

8. Kapitel.

Die Lösung des Rätsels.

Lady Hampton hatte sich in ihr Schlafgemach zurückgezogen und heuchelte eine schwere Erkrankung.

Als Sherlock Holmes sich dem Zimmer näherte,

hörte er dann und wann ihr hysterisches Lachen und dann wieder Wutschreie.

Die Kammerzofen, welche in dem Raum der Lady waren, sprangen erschrocken auf, als die Herren eintraten.

Den kleinen Lord hatte Sherlock Holmes, um ihn nicht der aufregenden Szene auszusetzen, in der Obhut des alten Lord Gloucester zurückgelassen.

Als der Detektiv in das Schlafzimmer trat, schnellte die Lady wie eine Natter aus den Kissen empor, griff unter ihr Kopfkissen und streckte im nächsten Moment Sherlock Holmes einen Revolver entgegen.

Erschrocken sprangen die Begleiter Sherlock Holmes' zur Tür.

Keiner von ihnen wollte sein Leben riskieren.

Unders dagegen der Detektiv.

Er wußte, daß ein Schuß niemals so schnell abgegeben wird, als der Betreffende es möchte.

Kaum hatte die Lady den Revolver in der Hand, als er auf sie zusprang, während zu gleicher Zeit ein Schuß krachte.

Dann aber hatte Holmes ihr den Revolver entwunden. Die Detektive stürzten vor, und ohne erst zu fragen, rissen sie ihre Handschellen aus der Tasche, und klick-klack ertönte zum zweitenmal das Zuschnappen der Stahlfesseln, diesmal um die Handgelenke der schönen Lady.

Wie eine Irrsinnige tobte sie, überschüttete Sherlock Holmes, die Detektive und dann die Lords, welche Zeugen der Szene waren, mit einer Flut der abstoßendsten Schimpfworte.

Während sie tobte, zog der Detektiv seinen Rock aus, streifte den Hemdärmel des rechten Armes hoch, und die ihn Umstehenden erkannten, daß er eine stark blutende Fleischwunde am Oberarm hatte.

„Nicht gefährlich, meine Herren,“ lächelte der große Detektiv. „Ein kleiner gesunder Uderlaß. Etwas schmerzhaft, aber sonst nicht schlimm, denn die Kugel hat mich nur gestreift. Sie gestatten, daß ich das erst verbinde.“

Er ging zu dem Waschtisch der Lady, ließ sich frisches Wasser ein, reinigte die Wunde, nahm dann aus seiner kleinen Verbandstasche, die er immer bei sich trug, aseptische Watte und Gase und ließ sich durch einen der Herren die Wunde verbinden. Dann zog er sich wieder an und trat zu dem Bett der Lady.

„Sie haben Ihr Spiel verloren, Madam,“ redete er sie jetzt an. „Ihr Bruder ist als ein Mörder ent-

larvt und bereits in unserem Gewahrsam. Wenn ich Ihnen einen Rat geben könnte, so verbessern Sie Ihre Lage und legen Sie ein offenes Geständnis ab. Der König vermag Sie alsdann zu begnadigen.“

„Ich weiß nicht, was Sie wollen,“ schrieb die Lady. „Ich habe kein Geständnis abzulegen. Ich weiß von nichts. Mein Bruder ist zu mir nach Paris gekommen und hat mir mitgeteilt, daß mein Gatte tot ist. Wie soll ich wissen, daß, wie Sie sagen, mein Bruder der Mörder meines Gatten ist.“

Sherlock Holmes warf einen bedeutungsvollen Blick zu den Begleitern und sagte:

„Meine Herren, ich hoffe, daß Sie sich diese Worte der Lady Hampton so gemerkt haben, daß Sie dieselben vor Gericht genau angeben können.“

Dann wandte er sich zu Lady Hampton:

„Sie haben einen Fehler gemacht, Madam, einen Fehler, den Sie nicht mehr reparieren können. Sie behaupteten in Ihrer Aufregung, daß ich gesagt hätte, daß der Bruder der Mörder Ihres Gatten wäre; das ist nicht der Fall gewesen. Wollen Sie uns nun, bitte, die volle Wahrheit sagen?“

Die Lady zerrte an den Fesseln und krallte ihre Finger in die seidene Bettdecke. Dann keuchte sie:

„Nehmen Sie mir zuerst die Fesseln ab!“

„Dann gestatten Sie, daß ich zuerst Ihr Bett nach Waffen durchsuche. Ich bin hier nicht hergekommen, um mich für Sie als Scheibe für schlechte Schießversuche hinzustellen.“

Er trat an das Bett, hob das Kopfkissen auf, zog die Schublade des Nachttisches heraus und fand darin mehrere Briefe, die den Poststempel London trugen und nach Paris adressiert waren.

Kaum hatte Lady Hampton die Briefe in der Hand des Detektivs entdeckt, so versuchte sie, wie ein wildes Tier mit den Zähnen danach zu beißen, um sie zerreißen zu können.

Während Sherlock Holmes ans Fenster trat, um die Schriftstücke zu lesen, mußten mehrere Detektive mit Aufbietung aller ihrer Kräfte die Rasende im Bett festhalten.

Der große Detektiv zog den ersten Brief hervor und las laut und deutlich, so daß es jeder der Anwesenden hören konnte:

„Teure Schwester!

Alle unsere Vermutungen haben sich bestätigt. Edward ist vor mehreren Jahren eine völlig legitime Ehe eingegangen und seine Frau wohnt unter

dem Namen Forster in der Eaststreet Nummer 42 zu London. Soviel ich gehört habe, sollen sogar Kinder da sein. Von einem Mädchen hörte ich bestimmt.

Eine ganz verzweifelte Sache.

Du bist also demgemäß weder Lady Hampton, noch die Erbin seines Vermögens. Gib mir sofort Nachricht an meine alte Adresse, Hotel Cecil.

Es grüßt Dich

Dein Bruder Gaston."

Wilde Wutschreie unterbrachen hier und da den ruhigen Tonfall von Sherlock Holmes.

"Laßt mich los, ihr Hunde," schrie die Lady, "ich will dem Menschen die Kehle durchbeißen."

Aber ihre Anstrengungen waren vergebens, die Detektive hielten sie, trotzdem sie mehrere Bißwunden empfangen, mit eiserner Kraft fest.

Jetzt kam der zweite Brief, den Sherlock Holmes gesunden, der lautete:

"Liebe Schwester!

Ich habe Deinen Brief empfangen und bin ganz Deiner Meinung. Weiteres habe ich über die Frau Forster nicht erfahren können.

Sie sowohl wie das Mädchen müssen vor allen Dingen jetzt aus dem Wege geräumt werden, und dann hoffe ich, daß ich Edward, diesen Schurken, der Dich und mich beinahe ins Unglück gebracht, gleichfalls für immer erledigen kann.

Sei unbesorgt, liebe Schwester, ich habe in der Fremdenlegion in Afrika gedient und kenne keine Sentimentalität. Hier handelt es sich um Millionen, welche wir zu verlieren haben. Behalte diese Briefe nicht, sondern verbrenne sie.

Es grüßt Dich

Dein Bruder Gaston."

Einige Sekunden herrschte tiefes Schweigen unter den Anwesenden.

Damit wandte sich Sherlock Holmes an die Lady, welche ihn mit weit aufgerissenen Augen anstarrte, und sagte:

"Madam, nach diesen Briefen ist Ihre Mitwisserschaft an dem scheußlichen Verbrechen, das Ihr Bruder Gaston begangen, erwiesen. Ich verhaftete Sie im Namen des englischen Gesetzes!"

Da bäumte sich die Lady noch einmal auf, ein letzter schrecklicher Fluch gellte durch den Raum, Schaum trat vor ihren Mund, und sie fiel zurück in die Kissen.

Wieder trat tiefes Schweigen ein. Gebannt sah Sherlock Holmes auf die Lady, deren Gesicht sich bläulich verfärbte, trat dann zu ihr, legte die Hand auf ihr Herz und sagte:

"Meine Herren, die von mir Verhaftete ist soeben dem irdischen Richter entzogen worden und hat sich vor einem höheren zu verantworten, als wir sind. Sie ist infolge der Aufregung soeben am Herzschlag gestorben."

Auf einen Befehl von ihm lösten die Detektive die Fesseln, und als jetzt der herbeigerufene Arzt eintrat, konnte er nur noch den Tod bestätigen.

Lady Marguerite Hampton war tot.

Jetzt verließen Sherlock Holmes und seine Begleiter das Gemach und begaben sich zu dem gefesselten Verbrecher.

Der saß wie ein sprungbereites Raubtier auf einem Sessel und schnellte, als Sherlock Holmes eintrat, wie ein Pfeil auf ihn zu, um ihn mit seinem Schädel über den Haufen zu stoßen.

Sherlock Holmes aber parierte den Angriff, sprang zur Seite, faßte den Rasenden am Arm und schleuderte ihn zu Boden.

Es blieb nichts anderes übrig, als dem Verhafteten auch Fußfesseln anzulegen.

Nachdem das geschehen war, sagte Sherlock Holmes zu ihm:

"Ich komme soeben von Ihrer Frau Schwester, dieselbe hat mir ein volles Geständnis abgelegt. Wollen Sie dasselbe gleichfalls tun?"

"Sie sind verrückt," schrie der Verhaftete. "Erzählen Sie solche dummen Sachen doch irgend jemand anderem. Ich wüßte nicht, worüber meine Schwester ein Geständnis abzulegen hätte. Sie sind der größte Tölpel, den die englische Polizei besitzt. Aber es soll Ihnen teuer zu stehen kommen."

Kalt lächelnd betrachtete Sherlock Holmes den Tobenden.

"Da Sie mir nichts erzählen wollen, so werde ich mir erlauben, Ihnen allerlei wertvolle Dinge mitzuteilen. Also hören Sie zu:

Sie haben hier in London vor einiger Zeit erfahren, daß Lord Edward Hampton vor Jahren eine Ehe eingegangen war, die er allem Anschein nach wegen des Widerspruchs mit seiner Familie nicht veröffentlichen wollte."

Mit lautem Gelächter unterbrach ihn der Verhaftete.

„Sie haben die Phantasie eines Wahnsinnigen; man täte gut, Sie in eine Irrenanstalt einzusperren.“

„Sie haben dann,“ sprach Sherlock Holmes weiter, „Nachforschungen angestellt und erfahren, daß Lord Hampton seine frühere Ehe, die absolut rechtsgültig ist, unter dem Namen Edward Forster geschlossen hat. Vielleicht wissen Sie nicht, daß die Frau eine geborene Hortense Level aus Stamford ist, Tochter des verstorbenen Lehrers Level daselbst.“

Das Datum, welches ich genau weiß, braucht Sie nicht zu interessieren.

Aus dieser Ehe sind zwei Kinder entsprossen, und Sie haben den für Sie schlechten, für uns aber guten Fehler gemacht, daß Sie das nicht genau herausbekamen und nur die Existenz eines Mädchens annahmen.

Sie haben nun heute vor vier Tagen, abends acht Uhr, in der Eaststreet sich in die Wohnung der Frau Forster eingeschlichen und diese sowie ihr kleines Mädchen von acht Jahren erdrosselt. Dann banden Sie die Getöteten in einen Teppich und warfen sie in ein Boot, mit welchem Sie zu dem Hause gekommen waren.

Hierauf fuhren Sie mit den unglücklichen Opfern zur Themse und wurden, als Sie die Opfer in die Themse warfen, durch einen Polizeidampfer gestört, auf dem ich mich befand.

Leider haben wir Sie nicht fassen können, sonst wäre Lord Edward Hampton heute noch am Leben.“

Sherlock Holmes, welcher bei diesen Worten dem Verhafteten scharf in die Augen sah, bemerkte, wie derselbe bleicher und bleicher wurde.

Aber er versuchte, sich gerade zu halten und bis zum letzten Moment um seinen Kopf zu kämpfen.

„Ich bin überhaupt nicht in London gewesen, sondern in Paris,“ erwiderte er.

„Sie waren in London,“ antwortete Sherlock Holmes, „und hatten hier in Castel Hampton mit Ihrem Schwager, der Sie in den Bibliotheksaal kurz nach elf Uhr einließ, eine Unterredung, die damit endete, daß Sie Ihren Schwager töteten. Sie haben allerdings versucht, in raffinierter Weise einen Selbstmord vorzutäuschen, aber, mein Herr, Sie rechneten nicht damit, daß ich den Fall zur Untersuchung bekäme. Ich verhaftete Sie also wegen dreifachen Mordes im Namen des englischen Gesetzes.“

Der Gefesselte lachte höhnisch auf:

„Ein wundervoller Roman, den Sie da zusammengebraut haben. Die Sache hat nur eine Lücke, und die ist, daß ich in Paris bis gestern war und nicht hier.“

„Ihre Frau Schwester behauptet das Gegenteil.“

„Stellen Sie mich Ihr gegenüber; das ist eine Lüge von Ihnen.“

„Sie haben im Hotel Cecil gewohnt und dort Briefe von Ihrer Schwester empfangen.“

Einen Moment zitterte der Verhaftete; und diese Schwäche benutzte Sherlock Holmes, um den Gegner im Sturmangriff niederzurennen. Er zog die Briefe aus seiner Tasche und rief:

„Ihre Schwester ist tot, aber kurz vorher erhielt ich diese Briefe, welche Sie an dieselbe nach Paris geschrieben.“

Die Augen quollen dem Verhafteten fast aus dem Kopf vor Aufregung.

„Teufel!“ schrie er gellend auf und stürzte dann mit dumpfem Fall zu Boden.

Sherlock Holmes aber gab den Detektivs den Befehl, den Verhafteten fortzuschaffen, wandte sich dann an die Herren und sagte:

„Meine Herren, ich danke Ihnen und bitte Sie, jetzt den Erben des Lords Edward Hampton, den kleinen Lord Edward, aufzusuchen und ihn der Dienerschaft gegenüber als den wirklichen Erben des Besitzes zu legitimieren.“

Und vor versammelter Dienerschaft erklärte der alte Lord Gloucester:

„Hier stelle ich euch euern Herrn vor!“

Das war das Drama von Castel Hampton, das der große Detektiv zu glücklicher Lösung gebracht hatte.

Bitterböös

sind alle Hautunreinigkeiten und Hautauschläge, wie Mitesser, Gesichtspickel, Pusteln, Finnen, Hautröte, Blütchen usw.
Daher gebrauchen sie nur die allein echte

Steckenpferd-Teerschwefel-Seife
v. Bergmann & Co., Radebeul. à St. 50 Pfg. Überall zu haben.



Aus dem Inhalt der
nächsten Nummer (214):

Der Gott der Rache.

Humor a. d. Gerichtssaal. Aus der
Altenmappe. Lustige Ecke usw.



Der Winterrock.

— „Ich muß ihn heute haben, unbedingt“, schrie Fritz Helling.

„Und ich muß ihn auch haben, noch unbedingter,“ replizierte sein Zimmerkollege Max Traube.

„Mensch, so nimm doch Vernunft an. Ich sage dir, es handelt sich um mein Lebensglück.“

„Gerade desselbe wollte ich eben auch behaupten.“

„Ach was, du. Im schlimmsten Falle bekommst du die Stelle nicht. Das kann dir übrigens auch passieren, wenn du hingehst und dich vorstellst. Aber ich! Wenn ich nicht zum Balle komme, ist sie ewig böse auf mich, die angebetete Mathilde, und wer weiß, am Ende stürzt sie sich in ihrer Verzweiflung in die Arme dieses elenden Viertümpfel. Ha, ha, Viertümpfel muß man heißen, Seringsbändiger muß man sein, so eine Karikatur muß man vorstellen und dabei es wagen, sich um ein Mädchen wie Mathilde zu bewerben.“

„Na also!“ Max ersah einen Vorteil und beeilte sich, ihn auszunützen. „Wenn der Kerl so lächerlich ist, hat es ja keine Gefahr. Und überhaupt ist es manchmal sehr gut, die Weiber ein bisschen zappeln zu lassen. Schließlich kannst du dich ja auch entschuldigen, daß du einen Schnupfen hast oder dergleichen.“

„Mensch, Barbar! Mich entschuldigen mit einem Schnupfen! Und wenn ich auf dem Totenbett läge, so wäre das noch immer keine Entschuldigung für mein Ausbleiben. Ich muß den Winterrock haben! Im Frack kann ich doch nicht bei der Kälte über die Gasse gehen, da würden mir ja die Straßenzungen nachlaufen. Und dann, ich werde sie jedenfalls nach dem Balle nach Hause begleiten. Ich kann doch nicht zähneklappernd neben ihr herlaufen.“

„O, zähneklappernd! Bei der Liebesglut, die in deinem Innern lodert!“

Fritz überhörte die höhnischen Worte, die sonst nicht ohne scharfe Replik geblieben wären. Sein Gehirn arbeitete fieberhaft. Eine Idee, eine rettende Idee. Und er fand sie. Mit einem Jubelruf sprang er empor.

„Hurra, ich hab's!“

„Was hast du?“

„Die Rettung, den Ausweg! Max, Herzensfreund, Mitbewohner meines Zimmers und meiner Garderobe, höre zu, auf welcher geniale Weise ich das Problem löse. Wir beide besitzen zusammen einen Winterrock. Bis jetzt haben wir uns stets brüderlich vertragen, aber heute will uns das Schicksal einen Streich spielen. Ich brauche das unentbehrliche Kleidungsstück, weil ich auf den Ball muß, und du kannst es nicht entbehren, weil du dich am Abend dem Bankdirektor vorstellen sollst, wovon deine Anstellung abhängig ist, eventuell also deine ganze Zukunft. Stimmt das?“

Max nickte. „Du hast den Tatbestand, wie die Juristen sagen, ganz richtig festgestellt. Aber leider können alle schönen Worte aus einem Winterrock nicht zwei machen.“

„Ist auch gar nicht nötig. Saha, die Sache ist doch so leicht, das richtige Ei des Kolumbus. Höre weiter.“

Ich brauche den Winterrock, um, sagen wir, 8 Uhr abends, wenn ich zum Balle gehe, und hernach wieder, wenn ich meine geliebte Mathilde nach Hause begleiten darf, was gewiß nicht vor Mitternacht der Fall sein wird. Von 8 bis 12 steht also der Flaus zu deiner Verfügung, Zeit genug, um dich einem Duzend Bankdirektoren vorzustellen. Wenn ich mich recht erinnere, bist du auch erst für neun Uhr abends bestellt.“

„Stimmt, aber ich sehe noch immer nicht ein — —“

„Herrgott, bist du schwer von Begriffen. Die Sache ist doch sehr einfach. Ich gehe zum Balle, natürlich im Winterrock, und du begleitest mich, natürlich ohne Winterrock. Aber ein bisschen frieren ist das kleinste Opfer, das du unserer Freundschaft bringen kannst. In der Garderobe übergebe ich dir den Winterrock, du machst deinen Besuch, kommst wieder zurück und deponierst das Kleidungsstück zu meiner späteren Benutzung. Einfach genial, was?“

„Meinetwegen, wenn es nicht anders geht. Ich werde zwar verdammt frieren in meinem dünnen Rocke — —“

„Ach was, frieren ist gesund. Wahrhaftig, ich habe es erst unlängst irgendwo gelesen. Am Nordpol sterben die wenigsten Leute, das ist doch Tatsache, das kannst du doch nicht leugnen. Uebrigens, du kannst ja zwei oder meinetwegen drei Hemden anziehen. Das wird sogar sehr vorteilhaft sein. Du wirst dann den Eindruck eines wohlgenährten Menschen machen, und solche Leute sind immer vertrauenerweckend, siehe Julius Cäsar: „Laßt lauter dicke Männer um mich sein.“ Ich sehe dich schon als künftigen Hauptkassierer, wie du in eigener Equipage zur Börse fährst und dich von mir armen Maler zur Erinnerung an die geleisteten Dienste in Del verewigen läßt.“

Max machte zwar noch einige Einwürfe, aber sie scheiterten alle an der Ueberredungsgabe seines Freundes, und da er selbst keinen besseren Ausweg wußte, schickte er sich endlich darein. Aber die Sache verlief durchaus programmäßig.

Als sich die beiden, Max im dünnen Röckchen, friierend und zähneklappernd, dem Balllokal näherten, fuhr gerade ein Wagen vor, dem in eine Wolke von rosa Tüll gehüllt Mathilde, die Angebetete, entstieg. Wer, außer dem armen Max, könnte es Helling verübeln, daß er bei diesem Anblick ganz seines Freundes und des so schlauen Planes vergaß, daß er sich auf das Mädchen stürzte und sie im Triumph die Treppen hinauf führte. Da gleichzeitig noch eine andere zahlreiche Gesellschaft anlangte, sah sich Max von seinem Freunde getrennt. Unschlüssig stand er unter der Türe, besonders da es ihm vorkam, als ob der Portier ihn, der durchaus nicht ballmäßig angezogen war, mißtrauisch anblickte. Schließlich aber faßte er sich ein Herz, schlüpfte zwischen den immer zahlreicher erscheinenden Ballgästen durch, eilte die Treppe hinauf und suchte sich in der Garderobe, wo ein fürchterliches Gedränge herrschte, seinen Winterrock aus, den er unter Tausenden erkannt hätte. Dann verließ er langsam und

Wer kennt ihn?

Wer hat ihn

gesehen?

So fragt man in Scotland Yard! So ruft man sich in London zu!

Lord Bister genannt **John C. Raffles**

der genialste Morddieb,

setzt alle Gemüter in Aufregung, rüttelt alle Wucherer und Geldgierigen aus dem Schlaf, jagt sie von ihren Geldsäcken durch seine gewandten Tricks, mit denen er verfolgte Missethäter zum Versteckten und verarmter Ehrlichkeit zu ihrem Rechte verhilft. Mord beschützt

Ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle,

schlägt er zwar der sogenannten Gerechtigkeit und dem Gesetz manches Schnippchen, hat er alle Verfechter wirklicher Moral auf seiner Seite. stets aber

! Diese Serie umfaßt 110 verschiedene Bände à 20 Pfennig. !

Von der ersten Seite bis zum Schluß alle gleich spannend. Jeder Band in sich abgeschlossen, mit einem farbigen Titelumschlag versehen.

Der große Kundschafter,

genannt **Texas Jack,**

der berühmteste Indianerkämpfer Amerikas.

Es gibt keinen zweiten Menschen, der es so verstanden hätte, seinen Namen so berühmt zu machen, wie „Der große Kundschafter“ es

≡ **Sensationell, spannend und hochinteressant** ≡
sind die berühmten Abenteuer des größten Indianerkämpfers Amerikas.

Wer eine dieser Erzählungen gelesen hat, will alle anderen Erlebnisse des großen Helden kennen lernen.

! Diese Serie umfaßt 100 verschiedene Bände à 10 Pfennig. !

Jeder Band in sich abgeschlossen, mit einem farbigen Titelumschlag versehen.

Wir offerieren ferner **nachstehende Ausgaben zum 10 Pfennig-Verkauf:**

Klar zum Gefecht

Cooper, Lederstrumpf

Von deutscher Treue

Rolf Rodewalds Reisen um den Erdball

Unter Fahnen und Standarten.

Vorstehende 5 Ausgaben sind im patriotischen Sinne geschrieben und unserer Empfehlung wert und daher bestens zu empfehlen.